

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 16. April 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

Lieber Freund!

Daß ich bis heute nichts von mir hören ließ, darf Dich wohl nicht mehr verwundern. Solch ein alter Apotheker-Gefelle, wie ich einer bin, ändert sich nicht mehr. Ich bin eben noch derselbe geblieben. Ich schwag' lieber, als daß ich den Schreibgriffel in Bewegung setze. Und doch drücken mich Briesschulden noch am meisten. Im Uebrigen überlaß ich's meinen Gläubigern — und ich habe deren noch immer! — sich über meine Schulden graue Haare wachsen zu lassen. Mich sichts nicht an. Es war doch eine prächtige Zeit in Würzburgs lieblichen Geländen! Grüß mir den Main und die waderen Corpsbrüder, besonders den Wichmann. Der Knochen-splitter, den er mir einst an jenem unvergeßlichen Tage

herausgeschlug, hängt jetzt, in Gold gefaßt, an meiner Uhrkette. Er erinnert mich oft, daß ich seitdem um einen treuen Freund reicher geworden bin. Dieses Amulett und ein hübscher Stoß seitdem eingelöster Wechsel sind meine einzigen sichtbaren Andenken an unsere selige Studienzeit, an eine Jugend, die nie wiederkehrt.

So, das war eine stimmungsvolle Einleitung, welche Dich gewiß mit Stolz erfüllt, mich Deinen Freund nennen zu dürfen. Nun aber wirst Du wissen wollen, was ich in den fünf Jahren seit unserer Universitätszeit getrieben und wo ich gesteckt habe. Ich bin ein Apotheker-Gefelle geworden und werd' halt auch einer bleiben müssen, wenn nicht ein reich Dirndl mal sein Aug' auf mich wirft. Aber in puncto Liebe bin ich leider von der Natur zu kurz gekommen. Ich werde diesen ziemlich allgemein bekannten Gegenstand wohl stets nur theoretisch behandeln müssen.

Von Würzburg ging's erst noch einmal heim nach Nürnberg. Mein alter Herr zeigte sich überaus gut gelaunt. Als er mein benarbt's Gesicht, den Stirnspalt, Wichmanns Glanzleistung, und meinen leise zu-

rückebenden Haarwuchs schaute, lächelte er still vor sich hin und mochte wohl eigener Jugendstreichie wehmüthig dabei gedenken. Dann gratulirte er mir zum Examen und schenkte mir eine Kiste Cigarren, über denen als Deckblatt ein Hundertmark-Schein lag. Als ich ihm danken wollte und von Besserung, Streben und Zielen sprach, winkte er stumm ab und wandte sich zum Fenster. Ich glaube, das Weinen war ihm nahe. Heute fühl' ich's bereits, was ihn so weich gemacht hat. Man kann zeitlebens ein alter Corpsburche bleiben, aber jung, sorglos, mit tausend Himmeln in der über-vollen Brust, das ist man doch nur einmal im Leben.

Meine erste Stelle war in Bremen. Von da ab ging's kreuz und quer durch's deutsche Vaterland. Berlin, Aachen, Straßburg, Görlitz, München folgten wie Guck-faßten-Bilder. Nun hat mich eine Schicksalswelle in ein stilles thüringer Thal verschlagen. Wernersroda heißt das Nest. Aus glänzenden Hof- und Stadt-Apotheken in eine enge, dürftige Dorf-Apothek, die nebenbei noch mit Früchte-Einkochen Geschäfte macht und Cigarren, Eßig, Wein und Ziegen-Käse feilhält. Und doch, alter



Wasserfahrende türkische Frauen. Nach dem Bilde von L. von Eckenbrecher. — Siehe die Novelle Seite 62.

Knabe, ich fühle mich zufrieden. Meine Nerven waren etwas herunter, und dieser dörrliche Friede, der beruhigende Mangel jeder geistigen Anregung thut mir ungemein wohl. Wie lange ich dieses Dasein freilich ertrage, steht dahin. Ein conservativer Zug kennzeichnet meine bisherige Laufbahn wenigstens nicht.

Es ist ein ungemein schöner „Grund“, wie die Thüringer jedes Thal nennen, in dem sich Wernersroda eine halbe Stunde lang bis fast an die bewaldeten Bergriesen des Gebirgskammes malerisch hinzieht. An den steilen Thalwänden wechselt Wald, Ackerland und leuchtendes Kalkgestein. Unten auf der Thalsole breitet sich üppiger Wiesenflor aus, durchblüht von einem schnellfließigen, forellenreichen Gebirgsbache, während drüben an der jenseitigen Berglehne eine Eisenbahn sich mühsam die Felsen hinanwindet, hie und da das Urgestein in kurzen und langen Tunnels durchbohrend. Deutlich vermag ich von meinem Fenster aus die auf- und niederklimmenden Züge zu verfolgen, und es ist für einen alten bayrischen Corpsburtschen ein wehmüthig-berauschendes Empfinden, fast täglich lange Reihen unserer bekannten weißen Brauereiwagen aus Nürnberg, München, Erlangen und Kitzingen vorüberziehen zu sehen. Auch ein Gruß aus der lieben Heimath!

Wie es mir sonst geht? Nun, famos! Mein Chef ist soweit ein Biedermann, nur schade, daß er auch nebenbei ein Apotheker ist, das heißt ein Original. Er ist Witwer, hoch in den Fünzigern, spielt aber noch gern den Jüngling und fühlt sich glücklich, wenn ihm Jemand die „dreißig Jahre“ kaum ansieht. Seine Hauptschwäche ist also eine Eitelkeit, welche oft die seltsamsten Blüten treibt. Im Uebrigen aber kann ich den Mann nur loben. Ich rauche seine Cigarren, lasse ihn Himbeeren und Preiselbeeren allein einkochen, verrichte das bischen Slavendienst hinter'm Ladentisch und siße die übrige freie Zeit vor der Thür, auf dem von einem alten Birnbaum beschatteten Treppenabsatz, beobachte da das auf- und abfluthende dörrliche Leben, zähle alltäglich die vorüberziehende Kuh-, Ziegen- und Gänse-Herde und nickte pagodenhaft ein paar hundert Mal „Guten Tag!“ Am Abend gehe ich am Arm meines blonden Chefs hinüber in die Dorfchenke, wo unter einer schwebenden Hängelampe ein Duzend ehrenhafter Männer, mit qualmenden, langen Pfeifen bewaffnet, unserer stumm harren, um uns nun ehrerbietig durch lautes Aufstehen und stillen Händedruck zu begrüßen. Ich werde allgemein verzogen. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber man sieht mir da Alles durch die Finger. Ich führe das Wort, und was das heißt — nun, denke an unsere Burschenherrlichkeit und Würzburg! Meine Narben stößen diesen Pfahlbürger unbegrenzte Hochachtung ein.

Neulich hatte ich meine verstaubte Zither mit hinüber genommen. Da hättest Du sehen sollen, wie die Augen dieser Tafelrunde leuchteten. Es ist ein musikalisches Völkchen, diese Thüringer. Fast ein jeder quält da Abends sein Lieblings-Instrument. Nur unsere Schlagzither ist hier nicht zu Hause. Es dauerte denn auch gar nicht allzu lange, so entsank diesem und jenem die Pfeife. Der Letzte war der hiesige Glashütten-Besitzer, der immer aussieht, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß er geboren sei. Und als ich nun gar zu unsern Ländlern überging, da war Pfeife und Philistertum wie weggeweht. Ich dachte an Orpheus. Der alte Oberförster vergaß sein Jägerlatein, drehte feck die weißen Schnurrbartspitzen in die Höhe, packte dann mit einem plötzlichen Ruck den baumlangen Cantor bei den Armen und walzte und hopte mit ihm durch die Gaststube, daß die Hängelampe den Beitzstanz bekam, während der Kaufmann Böllner mit beiden Fäusten den Tact auf dem Tische dazu schlug, leider aber einmal dabei mit der Rechten ausglitt, den Schoppen meines neben ihm sitzenden Chefs umgoß, daß der braune Inhalt letzterem über seine frisch gewaschene, weiße Weste niederströmte. Das gab nun verstärktes Zohlen, in welches die Zuschauer, welche sich an den offenen Fenstern lauschend eingefunden hatten, triumphierend einstimmt. Seit jenem köstlichen Abend habe ich die Herzen von ganz Wernersroda erobert.

Auch die der Frauen und Mädchen! Es ist ein hübscher Menschenschlag hier ansässig, wenigstens was das weibliche Geschlecht anbelangt. Braune und schwarze Schönheiten, hochgestaltig, elastisch, lebensprühend, mit leis gekräuseltem Haar und Augen, die jedem Manne gefährlich werden müssen, nur einem Eisklumpen, wie ich bin, nicht. Verliebte sein, ja! Aber ernstlich verlieben? Nein, alter Bursche! Dazu steht mir die Freiheit zu hoch im Werthe. Es steckt in mir nun 'mal ein Stück Landsknecht's-Natur. Bechern, ein bischen schäkern, seinen Mann auf dem Plane stellen und wie ein echter armer Landsknecht, wenn's Gott gefällt, fröhlich zum Sterben sich niederlegen. Was bleibt auch schließlich einem unbetmittelten Apotheker-Gesellen anders übrig?

Blondinen scheinen hier ausgestorben zu sein, wenigstens

habe ich in diesen drei Wochen meines Bierseins noch keine gesehen. Für diese habe ich immer noch eine besondere Schwäche gehabt. Fürchte also nicht, alter Knabe, daß Dich eines Tages eine goldgeränderte Verlobungskarte auffucht. Ich ende mal auf einer Junggesellen-Bude oder beim fröhlichen Schoppen.

Mein Chef rührt hinten im Hofe Himbeermus; seine zweihundertfünfunddreißig Pfund schwere Wirthschafterin, eine prächtige alte Dame, hat Kuchen gebacken, denn es ist Samstag. So eint sich im Hause Himbeer- und Kuchenduft auf das Innigste. Auf den Dorfstraßen rennen die Weiber mit den runden Kuchenblechen auf den mit blauen Stirnbinden umwundenen Köpfen; dazwischen schwanke hochbeladene Heuwagen und Holz-Fuhrwerke. Es ist ein tolles Durcheinander!

So, nun habe ich mich ausgesprochen. Und ich meine: gründlich. Die nächsten fünf Jahre erwarte kein Lebenszeichen von mir. Vorläufig wird mir für lange Zeit der Arm vom Schreiben schmerzen. Bleibe gesund, altes Haus, grüße alle, die mich noch nicht vergessen haben, und bewahre mir ein menschenfreundliches Gedenken. In Treue Dein

Franz Gabler, Apotheker-Geselle.

Wernersroda, den 27. Juli 1886.

Der diesen Brief geschrieben hatte und ihn nun vergnügend schmunzelnd soeben schloß, war ein schlanker junger Mann mit kurz geschorenem schwarzen Haupthaar, das freilich weit über die Stirne zurückgewichen war und oberhalb derselben eine tiefe, fast fingerbreite Narbe frei ließ. Ueber einer kühn geschwungenen Nase blühten hinter dem goldnen Zwieder dunkelbraune, eigentümlich brennende und festhaltende Augen aus dem von der Sonne tiefgebräunten Gesicht.

Jetzt legte der Schreiber das glücklich vollendete Schriftstück auf das schmale Stehpult seitwärts des Ladentisches und steckte sich eine frische Cigarre an, wobei seine Augen über die aufzuckende Flamme fort nach dem Werke seiner Feder schielten.

„Der alte Knabe wird sich freuen,“ sprach er für sich, wohlgefällig die ersten blauen Dampf-Wolken in die Luft blasend. Dann schritt er zum Fenster, öffnete es und lehnte sich in den von wildem Wein umspinnenen Rahmen. Soeben schwante ein schwer beladener Heuwagen um die Ecke unten auf den Plan ein und rollte nun knarrend, unter Zurufen und Peitschenthallen des nebenher schreitenden Kosselenfers die holprige, steile Gasse hinan, welche an der Apotheke vorüber zu einer droben an der Berglehne sich hinziehenden breiten Seitenstraße leitete. Zwei Mäher, die Harken über die Schultern gelegt, folgten dem Wagen, in dessen würzig duftender Ladung sich hoch oben eine volle, große, lichtblonde Mädchengestalt schaukelte. Der von starkem Haar umrahmte Kopf lag, halb erhoben, in der aufgestemmen Linten, während die Glieder nach heißer Tagesarbeit wie aufgelöst in Ruhe und Genuß sich wohligh in weichen Wiesenheu dehnten. Der halb geöffnete, schwelende Mund verrieth Gesundheit und Lebenslust. Es war ein Bild, das unwillkürlich anziehen und fesseln mußte. Auch der junge Apotheker konnte sich dieser Macht nicht erwehren. Den goldnen Zwieder fester auf die Nasenwurzel drückend, blickte er scharf hinüber nach der Mädchen-Erscheinung, die soeben unter seinem Fenster vorüberrollte.

„Brunhilde im Heu!“ lächelte er für sich, hielt aber den gespannten Blick unverwandt auf das Bild gerichtet. „Uebrigens die erste Blondine! Schade, daß sie ein Niesenweib ist; diese Augen reden ihre eigene Sprache.“ Er schien ganz das Klingeln der Ladenthür überhört zu haben. Wieder stieß er ein paar kühne Dampf-Wolken in die blaue Sommerluft und blickte dann unternehmungslustig die Straße auf und nieder, bis ein festiges Pochen gegen die Fenster des Schiebers, welcher oberhalb des Verkaufstisches Laden und Hausflur trennte, ihn auffahren ließ.

„Na, na, na!“ rief er beschwichtigend, „immer kalt Blut! Wird ja kein Beinbruch sein.“ Er schob den Schieber in die Höhe und hatte ihn fest. „Na, was giebt's denn? He?“

Eine schmale, blasse Hand tauchte aus dem Halbdunkel des Flurs hervor und stellte ein kleines Gläschen auf den braunen Verkaufstisch. Der junge Mann ergriff das Gefäß, und ohne weiter aufzublicken, wandte er sich nach dem Laden zurück. „Nun, was beliebt?“ „Für zwanzig Pfennig Aconit!“ klang es aus dem Dämmer des Flurs. Es war eine eigentümliche Stimme, welche dies sagte, etwas verschleiert und doch von seltsam nachtönendem Reize.

„Natürlich, Aconit,“ polterte mit behaglicher Laune der junge Mann. „Allheilmittel, Lebens-Elizir, Jungbrunnen für Euch alle. Wo fehlt's denn 'mal wieder, he?“ Als keine Antwort erfolgte, fuhr er ruhig fort: „Behalt' die Antwort für Dich, Mädeld, mir verchlagt's nichts. Was macht der Schay?“

„Ich hab' keinen, Herr Provvisor!“ kam es zurück. „So, hast keinen? Sieh' mal an. Willst wohl was Apaties haben, gelt? So, hier, und guten Erfolg. Macht zwanzig Pfennige. Merci! Na, schau' mal her, wie siehst Du aus?“ Er bog sich lachend über den Tisch ein wenig vor und dann prallte er plötzlich zurück. „Dieses Gesicht sah ich doch eben schon einmal!? Nur nicht so — anders! Oder spukt's am helllichten Tage?“ „Das war meine Schwester, die eben von der Wiese heimfuhr.“

„Ah so! Deine — — Ihre Schwester! Merk' würdig!“ Er wollte seiner Verwunderung noch gefälligeren Ausdruck verleihen, doch das Mädchen nickte kurz und schnitt ihm damit jede weitere Unterhaltung ab. Die Ladenthür war schon längst in's Schloß gefallen, als der junge Mann noch immer dorthin schaute, wo die große, schlanke Mädchengestalt mit den blonden Haarflechten und den so blaffen Wangen verschwunden war. Als er endlich zurücktrat, fiel sein Auge auf den Brief.

„Eigentlich müßte ich den Brief, um der Wahrheit die Ehre zu geben, noch einmal öffnen, denn es giebt hier doch Blondinen! Zwei sah ich heute: Brunhilde und Loreley. Das Mädeld hat Augen, tief und unergründlich wie die See. Wie die See,“ murmelte er noch einmal, ergriff dann den Brief und trug ihn hinüber zur Post, wo er ihn hastig in den Mauerspalz neben der Steintreppe gleiten ließ. — —

Den Sonntag darauf war in Wernersroda Alles auf den Beinen. Das Nachbardorf Schwenda feierte am Nachmittag in dem beide Ortschaften trennenden Wäldchen die Fahnenweihe seiner Liedertafel, zu welcher Festlichkeit der ganze Sängerbund dieses Gebirgstriches, an zwanzig Dörfer umfassend, sein Erscheinen zugesagt hatte. Wochenlang waren die licherfrohen Kehlen der Wälder zum bevorstehenden Wettzingen bereits eingübt worden, wollte doch kein Walddorf dem andern in dieser Kunst nachstehen. Auch in Wernersroda war man eifrig bemüht gewesen, in wöchentlich mehrmals heimlich vor sich gehenden Proben schon im Voraus um den Siegeskranz zu ringen. Des langen Cantors Anliß ward mit jedem Male heiterer. „Kinder,“ sagte er am Abend vor dem ereignißvollen Tage, indem er das Tacistückchen sieg-gewiß erhob, „Kinder, ich glaube, wir treffen in's Schwarze. Höchstens hätten wir die Frankensteiner zu fürchten. Aber mein College hat jetzt andere Dinge auf dem Herzen, als daß er sich viel um die edle Musica bekümmern könnte. Na, wie Gott will! Aufgepaßt — noch einmal ansingen: Thüringen, du holdes Land! — piano — — so — so — leise anschwelldend — bravo! — jetzt feurriger — mit Nachdruck — sehr gut! — schmelzender — hingebend — — das war ausgezeichnet!“ Und der alte Herr wiegte sich mit halb geschlossenen Augen gleichsam auf den Wellen der süßen Töne dieser Weise, welche die ihm theure Heimath so innig und herzbewegend feierte, wobei seine lange, spitze Nase seltsame Lidzacklinien durch die Luft zog. —

So war der langersehnte Sonntag-Nachmittag gekommen. Auf dem sogenannten Plan — dem kleinen Marktplatz von Wernersroda — wie in den aufstößenden Gassen standen in dichten Gruppen die Einwohner des Dorfes, Alt und Jung, dem feierlichen Abmarsch der Liedertafel und der sie begleitenden Ehrenjungfrauen zuzuschauen. Wenn ein mit Tannenzweigen und Buchen-grün geschmückter Leiterwagen vorüberrollte, so gab es Grüße, Hurrahrufe und fröhliche Scherzworte hinüber und herüber. Als die Frankensteiner in drei Leiterwagen, auf dem vordersten, hart hinter dem Kutscher, die noch verhüllte Fahne aufgerichtet, über den Plan fuhren, scholl ihnen freudiges Willkommen entgegen, das sie dankbar und mühen-schwenkend erwiderten.

„Das sind doch immer die Ersten, wenn es sich um etwas Großes handelt!“ prahlte selbstbewußt der Lehrjunge des Schusters Meuerl, der auf der Steintreppe der Posthalterei mit dem jungen Apotheker im Gespräch stand.

„Grünshnabel!“ brauste der erbooste Lehrmeister auf und verabsolgte dem verblüfft dreinschauenden Burschen einen Klaps, daß derselbe es vorzog, sein Heil in einer Rückwärts-Bewegung gegen das Nachbarhaus zu suchen. „Blas' Deine Weisheit und Deinen Zweipfennig-Cigarrenqualm wo anders hin!“ wettete ihm der in seinem localen Ehrgeiz tief verletzte Meister Anieriem nach. „Dummer Bengel das!“ wandte er sich dann an seinen Nachbar. „Sein Vater stammt aus Frankenstein, und diese lächerliche Eitelkeit ist nun 'mal diesem Bauernvolke nicht auszutreiben. Wie meinten Sie, Herr Provvisor?“

Der in diesem Augenblicke sich erhebende Lärm und aufschwellende Freudenrufe ersparten dem Gefragten die Antwort. Drüben aus einer Gasse, welche am Eckhause des Barbiers und Lotterie-Collecteurs Hühnchen zur Kirche und Cantor-Wohnung sich steil hinanwand, quoll jetzt unter Paukenschlägen und dem weitdröhnenden Klang

der Blech-Instrumente voranmarschirender Musikanten der Festzug der Wernersrodaer Liedertafel. In kleinem Abstand hinter dem Musikcorps folgten paarweise die Ehren-Frauen, dann kam, begleitet von zwei Fahnenjüngern, das Banner der Liedertafel, an das sich die Sänger schlossen, buntsfarbige Abzeichen in den Knopflöchern und frischen Tannenbruch an Mützen, Hüten und ehrfurchterweckenden Cylinder-Säulen. Nach Möglichkeit ein schönes Gleichmaß im Schritt beobachtend, zogen die Sangeshelden über den Plan. Einzelne Grüße zu den am Fenster erschienenen Honoratioren hinauf wurden mit Huld beantwortet, wobei dem Cantor leider zweimal das Unglück zustieß, daß ihm der weitaus zu bequeme Cylinder, ein schönes Erbstück seiner Familie, bis über die Augen rutschte, sodaß der Ärmste sich erst wieder mit den Armen suchtelnd aus diesem dunklen Verließ herausarbeiten mußte.

Dieser sich wiederholende, überaus traurige Vorfall war dem für Humor geschärften Auge des Provisors nicht entgangen. Ein helles Lächeln stand auf seinen Zügen, als plötzlich sein Blick auf die dicht an der Steintreppe vorüberziehenden Mädchen fiel und auf dem blassen Antlitze des ihm zunächst schreitenden haften blieb, das an der Seite der Schwester den Zug eröffnete. Auch das Mädchen hatte in diesem Augenblicke die Augen zufällig erhoben, sodaß sich beider Blicke einen Herzschlag lang trafen. Und wie gebannt unter dem seltsamen Zauber dieses Auges lästete der junge Mann den kleinen Hut und verneigte sich leicht. Keine Bewegung glitt über ihr Gesicht. Eine leise, fast vornehme Kopfbewegung deutete nur an, daß der Gruß seinen Weg nicht verfehlt hatte. Dann war sie vorüber, während die Schwester, sichtlich neugierig geworden, sich fragend zurückwandte.

Alles war gekommen und gegangen wie ein Traum. Der Apotheker sah nur eine schlanke, hohe Mädchengestalt, fleißig in ein eng anschließendes, zartes, weißes Gewand gehüllt; weiße Handschuhe bedeckten die schmalen Hände, und statt alles Schmuckes leuchtete eine mattfarbige Rose in dem vollen, schönen, blonden Haar. Und aus den Augen sprach es sinnend wie Räthsel und Märchenreich. Wie plump und überladen erschien ihm heute dagegen die Brunhilden-Gestalt der neben ihr gehenden Schwester; wie geschmacklos die bunten Kränze in den Haaren, die blinkenden, künstlichen Glaskirschen, Blumen-Quirlanden an den Kleidern der übrigen Dorf-schönen! Er schaute dem Zuge nach, bis Banner, Mädchen und Sängerschar längst über die Brücke in einer Seitenstraße verschwunden waren. Erst die wiederholte Aneide des Schusters weckte ihn aus seinem Sinnen.

„Die Weidners bleiben doch die Hübschesten,“ warf Meister Kriernem hin. „Meinen Sie nicht, Herr Provisor?“

„Ich kenne sie nicht. Welche waren es?“

„Nun die Ersten — immer die Ersten. Die Mutter ist hübsch und der Vater auch. Noch heute. Er war mal der stärkste Mann auf und ab in unserem Thale. Ich selbst habe ihn gesehen, als er mit seinen zweiunddreißig gefunden, weißen Zähnen in der Schenke einen Tisch aufhob, auf dem obendrein unser Doctor Hühnchen saß. Das hat ihm bis heut noch keiner nachgethan. Die Kraft hat seine Aelteste, die Aurelie, geerbt; die Schönheit der Mutter kam auf die Andere, die Thilde.“

„Mathilde heißt also die Blasse von beiden?“

„Ja, wir sagen aber alle nur Thilde hier. Sie hat von jeher etwas Apartes gewollt und gehabt, und da der Alte darauf hält, trotz seines Reichthums, daß jedes Kind zum Wohl und Verdienst des Hauses etwas beiträgt, so hat die Thilde ihn gebeten, ihm allmonatlich eine gewisse Summe geben zu dürfen, die sie sich von Naharbeit erübrigt, nur um nicht mit auf's Feld hinaus zu müssen. Sie ist eben nicht für uns hier geboren. Es steckt etwas Fremdes in ihr.“ Der biedere Schuster hätte sich wohl noch des Weiteren über dieses Thema verbreitet, wenn der Apotheker nicht mit einem flüchtigen Gruße davon geeilt wäre.

„Etwas Apartes!“ murmelte der Provisor. „Der Philister hat Recht, es ist etwas Eigenes um dieses Mädchen. Wie sagte ich gestern? Loreley! Und etwas ist dieses Wesen anders, denn eine lodende Sirene? Noch ist sie stumm, und doch ist ihr Zauber schon so mächtig, daß der Apotheker-Geselle Franz Gabler, weder rechts noch links schauend, geradewegs in ihre Netze läuft.“ Er schlug mit dem dünnen Stöckchen auf das weiß und grün angestrichene Geländer des Brückchens, das sich hier über den rauschenden Gebirgsbach schwang. „Loreley!“ sagte er, „noch gehöre ich mir selbst, aber ich will doch prüfen, wie viel Zauberei und Mädchenkünste über mich vermögen. Sich fürchten, heißt schon unterliegen. Du oder ich — oder alle beide! Alle beide!“ wiederholte er dann noch einmal, schwang das Stöckchen wie ein Klappier mit lecker Geschicklichkeit durch die Luft und schlug dann an der Friedens-Linde vorbei

den Feldweg ein, welcher allmählig in den Fichtenwald und weiter auf den Festplatz führte.

Dort war schon Alles im vollsten Gange. An kunstlos gezimmerten Tischen und Bänken saßen dichte Gruppen schmausender und trinkender Gäste. Die Biergläser kreisten, von den Eisenrosten fliegender Verkaufsstände schwellte die Opfertgluth brodelnder Bratwürste zu den Baumwipfeln auf, dazwischen klang das Lärmen der Musikanten, der Kinder und Hunde. Um die grünausgeschlagene Festkanzel, die zugleich als Standpunkt der Gesangs-Dirigenten dienen sollte, standen dicht geschart die Sänger, überrannt von einem Fahnenwalde. Jetzt bestieg der Pfarrer des Ortes die Kanzel, eine untersetzte, markige Gestalt, mit sonnenverbranntem Antlitz und lebensfroh blinkenden Augen. Er lästete den Cylinder und grüßte die Festversammlung. Nun ward es ganz still. Es galt, die Weihe der neuen Fahne zu vollziehen. Er sprach viel von deutscher Eichen-Kraft, von Sangeslust und Eintracht, Frohsinn nach saurem Mühen, Viederlust nach Leibeslast. Darauf legte er die Rechte segnend auf die jetzt aufrutschende Fahne. „Wo Du flatterst,“ sprach er, „da wohne Frieden, Glück und heitere Geselligkeit. Mögeß Du immer nur Tönen der Vaterlands-Liebe, der Treue, der Heimaths-Begeisterung lauschen!“ Und dann, als der eigentliche Weiheact vollendet, schloß er seine Rede mit einem dreifachen Hoch auf den geliebten schwarzburgischen Landes-Herrn im engeren Sinne und im weiteren auf das große deutsche Reich und seinen erhabenen Schirmherrn. Die Fahnen senkten sich, die Musik fiel ein, Mützen, Hüte, Taschentücher schwenkten in der Luft, die Erde erzitterte unter den Hochrufen der begeisterten Festversammlung. Eine kurze Pause, dann begann der Wettkampf der Sänger. Nummer auf Nummer wurde beklatscht, und mit Spannung hing Alles an den Lippen der Preisrichter. Als dann zum Schluß die Frankenstein und Wernersrodaer zu einem engeren Wettkampfe aufgefordert wurden und endlich als erster Sieger Frankenstein den Ehrenkranz mit langwehender Schleife empfing, da stimmte Alles in das helle Hoch mit ein, das aus dem Gezweig einer nahen Eberesche jubelnd erscholl. Dort oben saß der Schusterjunge aus Wernersroda und läutete wie ein paar Festglocken die dünnen Beine, zum Wehleid des langen Cantors, dessen Nasenspitze ob der Niederlage noch spitzer in die grüne Welt dreinschaute. Als der würdige Mann dem jugendlichen Schreier einen traurig-vorwurfsvollen Blick aus seinen guten Augen zuwenden wollte, fiel ihm das Erbstück seiner Familie darüber und er stand hilflos da inmitten von Hochrufen, Lächeln, Tücherwehen und Waldesrauschen. —

Der junge Provisor hatte, eingekleidet in die dicht gedrängte Festversammlung, dem Weiheact und Wettkampf beigewohnt. Der fröhliche Wettfang gutgeschulter Männerstimmen im grünen Walde, die Fülle der einzelnen gemüthlich-humoristischen Scenen beschäftigten Ohr und Auge vollauf und entlockten ihm manchmal ein halblautes Lachen. Und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Gedanken zuweilen abirrten und seine Blicke das blass Antlitz eines Mädchens suchten, nach dem er vergebens ausgespäht hatte.

Mit der Entscheidung des Wettkampfes löste sich allmählig der Anäuel der um die Sängerbühne zusammengedrängten Menge, und Franz Gabler fand jetzt Gelegenheit, zwischen den Tischen langsam dahinschreitend, Ausschau nach dem Gegenstand seiner stillen Sehnsucht zu halten. Bald erblickte er auch drüben in einer Schar heiter angeregter Mädchen Mathilde Weidner. Sie saß rückwärts gegen einen Fichtenstamm gelehnt und blickte, unbekümmert um das sie rings umschwirrende laute, bunte Treiben, still und sinnend in die Luft auf. Ein Sonnenstrahl, der sich durch das Gezweig stahl, lief über ihrem Haupte über den Stamm fort, denselben rötlich überhauchend, und dieser einnehmende Farbenglanz ließ noch mehr die feinen, blassen Züge des Mädchens hervortreten.

„Welch' eigenthümliche Schönheit!“ rief der junge Mann unwillkürlich halblaut aus. Er setzte sich am Ende eines nur spärlich besetzten Tisches nieder und ließ sich ein Glas Bier kommen. Einiges Buschwerk zur Seite verbarg ihn vor den Blicken des Mädchens, an dessen Antlitz seine Augen jetzt unverwandt haften, wie magisch von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen.

Ein paar Trompetenstöße von dem nahen Tanzplatze, welche den Beginn der längst ersehnten Lustbarkeit verkündeten, brachten erhöhtes Leben in die Reihen der tanzlustigen Jugend. Im Nu war der Tisch geleert, an welchem Mathilde Weidner jetzt allein saß. Nur die Brunhilden-Gestalt ihrer Schwester tauchte noch einmal flüchtig aus dem Grün am Arm eines Försters auf und schien der gelassen in ihrer Stellung verharrenden jungen Schwester eifrig zuzureden. Erst als diese

halb unwillig mit dem Kopfe verneinend schüttelte, entfernte sich das Paar.

Vielleicht kann sie nicht tanzen, dachte der unbemerkte Beobachter. Aber schon die nächste Minute belehrte ihn eines Besseren. Schmetternd und lodend klangen jetzt vom Tanzplatze die süßen, pridelnden Balzerweisen herüber. Das Mädchen hatte die Augen halb geschlossen und wiegte sich, einen seltsam seligen Ausdruck auf dem Antlitz, leise in den Hüften, und deutlich konnte der Lauscher vernehmen, wie sie die begleitende Melodie dazu sumnte.

In diesem Augenblicke tönte noch halb hinter dem Baum hervor eine etwas spöttisch gefärbte Stimme:

„Du kannst nicht tanzen? Ich mein', Du willst nur nicht.“

Die Angeredete hielt in ihrer Bewegung inne, ließ jedoch die Augen geschlossen.

„Ich hab' nicht gesagt, daß ich nicht kann. Vielleicht besser als Ihr allzusamm!' Ich will nicht tanzen, daß Du's doch weißt. Ich will nicht!“ Sie hatte jetzt die Augen aufgerissen und blickte den jungen Mann an, der herausfordernd vor ihr stand. Er war eine hübsche Erscheinung, etwas sturperhaft angezogen. Ein dunkles Bärtchen zierte die Oberlippe, und die goldene Schuppenkette, mehrere dicke Ringe an den Fingern verriethen Wohlhabenheit und Besitz. Alles deutete auf das ehemalige Dorfkind, das nur ein längerer Stadtaufenthalt mit etwas künstlichem Lack überpinselt hatte.

„Also Du willst nicht?“ wiederholte der dörfliche Sturper und kräufelte etwas die Lippen. „So so! Auch wenn ich Dich darum bitte! Komm, Thilde, Dich plagt mal wieder der Stolz! Sie spielen jetzt gerade meine Lieblings-Polka. Na?“ Er war an sie herangeritten und faßte sie leicht am Arm.

„Ich hab' Dir's ja gesagt, ich tanz' nicht. Gieb Dir also keine Müh'!“

„Nun ich den' heut' Dich doch noch zu zwingen, daß Du mir keinen Korb mehr gibst.“

Ein kurzer, verächtlicher Blick traf ihn. Doch der junge Mann fing ihn nicht mehr auf. Er hatte sich bereits umgewandt und war nach dem Tanzplatz zugeschritten.

„Ausdringlicher Patron!“ murmelte der Provisor, „aber sie hat ihn deutlich genug abgewiesen. Courage hat sie, diese blasse Loreley!“

Bald darauf sumnte wie ein tändelndes Mädenheer die Schar der vom Tanze erhitzten Dorfschönen heran. Sie stürmten auf die einsam Sitzende ein, liebkosten und umschmeichelten sie, hoben und zogen die Widerstrebende empor, bis diese endlich nachgab und inmitten der bittenden Freundinnen sich dem Tanzplatze näherte.

„Aber tanzen thu' ich nicht mit ihm!“ warnte sie.

„Nur zusehen, Thilde, nur zusehen!“ lachte der Chor und hüpfte im Triumph mit ihr weiter.

Der Provisor hatte rasch sein Glas geleert und stand auf. Eine innere Stimme sagte ihm, daß vielleicht sein Erscheinen ihr nützlich sein könne. So schlug auch er langsam den Weg zu jener Waldeshalde ein, wo man zwischen laubumwundenen Fahnenmasten eine bretterne Diele als Tanzboden hergerichtet hatte. Er warf das Eintrittsgeld auf den Teller am Eingang, heftete sich die dafür empfangene Festschleife auf seinen Rock und betrat die Diele, auf welcher sich soeben wieder die Musikanten zu einem frischen Ländler rüsteten. Thilde Weidner stand inmitten der sie herbeigelockten Schar Freundinnen und schaute mit stiller Heiterkeit in das bunte Gewühl der Burschen und Mädchen. Auf einmal zuckte sie leicht zusammen. Quer über den Tanzboden kam der dörfliche Sturper in Begleitung von noch vier Kameraden geschritten, gerade auf das blass Mädchen zu. Dem Provisor war das nicht entgangen. Im nächsten Augenblicke hatte er unweit desselben Posto gefaßt.

Der Ankömmling mußte den Groll über seine vorangegangene Abweisung wohl in einigen Gläsern Bier ertränkt haben. Sein hübsches Gesicht sah stark geröthet aus, und ein breites, freches Lachen lag auf demselben.

„Schau, schau, die Thilde!“ näfelte er, vor sie tretend, „hast Dich doch wohl noch eines Besseren besonnen? 's ist gescheidt von Dir, Mädel, was soll' das Zieren und Zimern auch nützen!“ Er tastete in den Taschen umher und zog endlich ein Marktstück heraus.

„Da!“ rief er, und schleuderte es auf die Musikanten-Tribüne, „und nun losgeschossen! Der ehrbare Junggeselle Vincenz Schneider und die Jungfrau Thilde Weidner wollen den Brauttanz tanzen! Welt?“ Er faßte das Mädchen am Kinn und hob das Antlitz desselben, über das es roth aufblätherte, empor. Ein lautes Gelächter seitens der Burschen erfolgte. Die Mädchen, welche Thilde umstanden, waren schon etwas zurückgewichen. Nur einige von ihnen wagten verstohlen zu sichern.

„Laß mich los!“ rief Thilde und schüttelte die Hand



22. April 1868.



22. April 1895.

König Umberto I. und Königin Margherita als Jungvermählte und als Jubelpaar.

Nach Photographien von M. Minari, Florenz, und M. d'Alexandri, Rom. — Siehe Seite 61.

von dem Kinn. „Ich hab' Dir's schon einmal gesagt, ich tanz' nicht. Und mit Dir am allerletzten!“

„Das glaub', wer's will. Ich nicht! Und eine Prinzessin bist Du auch nicht, wenn Du auch noch so adlig blaß ausschaust!“

Eine erneute Lachsalbe der begleitenden Burschen folgte diesem plumpen Witz. Das Mädchen stand regungslos da. Nichts verrieth seine innere Aufregung als das Wogen der Brust und das leise Ballen der niederhängenden, halb in den Falten des Kleides verborgenen Hände.

„Uebrigens hast Du überhaupt kein Recht,“ begann auf's Neue der Bursche, „mir einen Korb zu geben. Merk Dir das! Wer die Diele betritt, muß es sich gefallen lassen, daß man mit ihm tanzt.“

„Das wollen wir erst sehen!“ stieß Thilde kurz hervor. Zum ersten Male blißte etwas aus ihren Augen.

Aber der Zudringliche ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er war dicht an sie herantreten und zischte ihr zu:

„Hüte Dich, Thilde, wenn Du mich hier vor Allen höhnen willst. Ich kenne ein Mittel, Dich doch noch zu zwingen! Verstehst Du mich?“ Er zwinkerte bedeutungsvoll. „Und nun komm!“ Er versuchte seinen Arm um sie zu legen. Doch sie wich zurück.

„Nähr' mich nicht an!“ rief sie, und heller Zorn brach jetzt aus ihr hervor. Er faßte noch einmal nach ihr. Da hob sie die geballte, schmale Rechte wie zum Schläge empor.

„Du, komm' mir nicht so, stolze Prinzessin!“ leuchtete

er in nicht mehr verhaltener Wuth und rechte jetzt beide Arme verlangend nach ihr aus.

In diesem Augenblick stand der junge Provisor an ihrer Seite.

„Was geht hier vor?“ rief er und blißte funkelnden Auges den zuerst verblüfft ihn anstarenden Angreifer an.

„Ach, der Herr Provisor!“ versetzte hämisch der seinen Wuth wiederfindende Bursche. „Nichts, was in Eurem Kram paßt. Bekümmert Euch lieber um Eure Pflaster und Pillen. Was wir zwei beid' auszumachen haben, bedarf keines Dritten. Platz da, sag' ich!“

„Vielleicht aber kann ich mit einer Heilsalbe dienen,“ gab der Provisor zurück und faßte, Allen ersichtlich, das geschmeidige Stöckchen fester mit der Rechten.

„Wer hat hier ein Recht, dieses Mädchen zu zwingen? Nun,“ fuhr er fort. „So lange ich hier stehe, soll es niemand berühren. Das merkt Euch. Und wer es wagt, der hat's mit mir zu thun.“ Ein Murren klang ihm entgegen, und dann sah er, wie der Bursche durch ein Zeichen sich mit seinen Verbündeten verständigte. Sie rückten mit drohenden Geberden gegen ihn vor. Doch der Apotheker ließ sich nicht einschüchtern. Er wandte sich zu dem erregt ihm noch immer zur Seite stehenden Mädchen und sagte: „Bitte, treten Sie zurück. Die Wölfe heulen, da heißt's auf der Hut sein.“ Den sich Nähernden rief er zu, indem er das Stöckchen jetzt kampfbereit in die Höhe hob: „Männer wollt Ihr sein? Fünf gegen Einen? Schämt Euch allejammt! In unserm Bayernland heißt's Aug' in Aug', Mann gegen Mann! Wer anders denkt, ist ein Feig-

ling! Ich stehe hier und werd' abwarten! Wer glaubt, daß er mit mir eine Rechnung zu machen hat, der komme her! Mann gegen Mann. Wenn Ihr aber doch nicht anders könnt, nun denn — kommt meinewegen Alle heran, — zählt aber Eure Knochen vorher, daß Ihr sie wiederfindet. Auf ein paar Quarten mehr soll's mir dann auch nicht ankommen! Also hier steh' ich! Wer von dem Mädel etwas will, der muß an mir vorbei!“

Es war still auf der Diele geworden. Die vier Begleiter tuschelten eine Weile zusammen, dann verschwand einer nach dem andern. Nur Vincenz Schneider stand noch unbeweglich still am Platze. Er laute in verzehrendem Grimme auf der Unterlippe, dann hob er die Augen und blißte finster den Gegner an. Doch dieser hielt ruhig seinen Blick aus.

„Nun, Du ehrbarer Junggeselle Vincenz Schneider, ist Dir die Lust am Brauttanz vergangen? Du kannst mich dauern!“ Er maß noch einmal den Gegner vom Wirbel bis zur Sohle, dann drehte er sich gelassen um nach dem Mädchen, das hinter ihm mit todtblaffen Wangen stand. Nun trat sie auf ihn zu und reichte ihm hastig die Hand.

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die italienische Silberhochzeit.

Von Hermine von Preußen.

Mit vier Portraits.

Am 22. April feiert Italien das Fest der silbernen Hochzeit seines Königspaares. König Humbert, am 14. März 1844 geboren, zählt demnach neunundvierzig Jahre. „La bella Regina“ Margherita, der man ihr Alter nicht ansieht, ist sieben Jahre jünger, also zweiundvierzig Jahre alt.

Am 9. Januar 1878 ward Umberto, nach dem Tod seines großen Vaters, des Re galantuomo, König von Italien. Durch fünfzehn Jahre haben sich die Herrscher-Tugenden des königlichen Paares betätigt und in guten und schlimmen Tagen allezeit glänzend bewährt. Nur ein Sohn entsproh der selten glücklichen Ehe. Der jetzige Kronprinz Amadeo ward am 11. November 1869 geboren. Seine Mutter erzog ihn mit hingebender Liebe und Sorgfalt. Gegenwärtig residirt er in Neapel, während das Königspaar im Winter im römischen Quirinal, im Sommer in Monza wohnt. Von Monza

aus werden oft Ausflüge in die Umgegend, besonders in die italienischen Alpen unternommen, bei denen die Königin sich als rüstige und geübte Bergsteigerin zeigt.

Königin Margherita stammt aus dem Haus Savoyen, als Tochter des Herzogs von Genua. Ihre Mutter war eine Prinzessin von Sachsen, und sie selbst ist die Enkelin des Königs Johann. Obgleich sie alle Sprachen mit vollkommener Meisterschaft beherrscht, so hat sie doch, ihren Jugenderinnerungen gemäß, eine Vorliebe für die Sprache ihrer Mutter und beschäftigt sich viel mit deutscher Literatur.

Am 22. April 1868 klangen die Glocken aller Kirchen von Florenz, als die lieblich blonde, sechzehnjährige Braut in grünem Myrtenkranz mit dem italienischen Kronprinzen zum Altar schritt. Seit jenem Tage sind die Margueriten die Lieblingsblumen der Italiener. An jedem Geburtstag ihrer Königin werden die weißen und gelben Sternchen zu Millionen versandt und verkauft und an die Brust gesteckt. Die Margueriten spielen in Italien fast dieselbe Rolle, wie bei uns die Kornblumen.

Und wieder klingen nun alle Glocken am 22. April 1893, da die schöne Braut mit der Silbermyrte sich abermals ihrem Volke zeigt, dem sie in all den Jahren werththätig bewiesen, daß es seine Hoffnungen nicht vergebens an ihre Verbindung mit dem Königshause geknüpft.

La bella Regina Margherita! Ueberall hört man von ihr sprechen, nur von ihr. Das entspricht so recht dem romantischen Volke mit seinem Cultus des Weibes und der Schönheit, besonders der blonden Schönheit.

Nirgends merkt man weniger als in Rom, daß man in der Residenz eines monarchischen Staates sich befindet. Der Hof lebt zurückgezogen und entfaltet königlichen Pomp nur bei den unumgänglichen officiellen Festen. Der König ist die Verkörperung schlichter Pflichttreue. Mit ernstem Eifer kommt er seinem „Beruf“ nach und hat wenig Zeit für Vergnügen und Festlichkeiten. Es giebt nichts Unauffälligeres, als seine Spazierfahrten. Umberto trägt fast immer Civil und benutzet einen einfachen, offenen Zweispänner, der unter den Privat-Equipagen, die man täglich auf dem Pincio sieht, zu den allereinfachsten gehört. Der Anblick des Königs in Uniform, außer bei rein militärischen Gelegenheiten, würde sein dem Militarismus so abgewandtes Volk fremdartig berühren. Der Kronprinz folgt in Neapel dem väterlichen, fast schlicht bürgerlichen Beispiel. Etwas prächtiger, wenn auch noch einfach genug, gestalten sich die Ausfahrten der Königin. Ihre zweispännige Equipage mit den beiden, hinten aufstehenden ziegelrothen Lakaien kennt jedes Kind in Rom. Fast täglich fährt Margherita, der erklärte Liebling der Römer, spazieren. Sie bevorzugt die Aus-



Besuch im Harem. Nach dem Bilde von L. von Eckenbrecher. — Siehe die Novelle Seite 62.

flüge in die Campagna, meist vor der Porta Pia. Wohlthätigkeits-Vestrebungen haben sich ihrer besonderen Theilnahme zu erfreuen. Sie besucht eifrig Armenhäuser, Volksschulen, Spitäler und sonstige Pflegeanstalten. Ueberall bringt sie Glück und Segen. Daneben ist sie auch Beschützerin aller belle arti, in denen sie selbst mit Talent dilettirt. Abends sieht man sie oft im Teatro Argentina.

Stadt und Land rüsten sich, den Ehrentag des Königspaars festlich zu begehen. — Den Glanzpunkt der Feierlichkeiten werden ein großes historisches Turnier und ein historischer Festzug bilden. An dem torneo auf der piazza di Siona, in dem um diese Jahreszeit so schönen Park der Villa Borghese, werden, außer dem Kronprinzen, noch die Herzöge von Aosta, Apulien und Genua theilnehmen. Es bringt in einer Folge historischer Bilder die Entwicklung der savoyischen Dynastie zur Darstellung. Vier Hauptgruppen veranschaulichen Grafschaft und Herzogthum Savoyen, Königreich Sardinien und Königreich Italien. Das Turnier wird bei weitem prächtiger werden, als das vor neun Jahren zu Ehren der Vermählung des Herzogs von Genua veranstaltete, bei dem die Cinquecento-Kostüme neu angefertigt wurden, während zu dem jetzigen der reiche Adel Italiens seine echten, historischen Familien-Gewänder liefert.

Mittelalterliche Herodee eröffnen den Zug, auf dem Wappens den savoyischen Wahlspruch eingestickt: „Fattenda mon astro“ und die Wappen von Jerusalem, Cypern, Savoyen und Sachsen. Darauf folgen Trompeter, dann fünfundzwanzig Sachsen im Kostüme des zehnten Jahrhunderts, mit Riesenlanzen bewaffnet. Hinter ihnen reitet ein byzantinisches Musikkorps einher. In der Tracht des ersten Jahrhunderts erscheint die erste Quadrille, aus zweieunddreißig Personen bestehend. Fünf weißgekleidete Pagen tragen auf einem Rissen die savoyische Graukrone, die sie dem ersten Grafen des Hauses, Umberto Biancamano, überreichen. Die zweite Quadrille erscheint in der Tracht des dreizehnten Jahrhunderts. Nach einem Gefolge von Armbrustschützen in grüner Tracht, nach die prächtige Cinquecento-Quadrille des ersten savoyischen Herzogs, Amadeo VIII. Sie ist die prächtigste von allen. Die vierte, die Seicento-Quadrille, besteht aus zweiunddreißig Reitern, deren grüne und perlgraue Gewänder zu Ehren der Hochzeit von Margarethe von Valois mit Emanuel Filibert von geschickten Marguerite-Blümchen übersät sind. Die nächste, fünfte Quadrille erscheint in der bekannten Tracht des Prinzen Eugen. Es zeigt sich dabei der erste König, Victor Amadeus II., dargestellt vom Grafen von Turin. Die sechste Quadrille, in Gold, Blau und Roth, trägt das Kostüm Louis XV. Fünzig Fahnen des Revolutions-Jahres 1848, eine Colonne rothhemdiger Garibaldianer bilden, in Erinnerung an die große nationale Wiedergeburt, den Uebergang zum neuen italienischen Königthum.

Besonderer Glanz wird der Silberhochzeit durch die Anwesenheit des deutschen Kaiserpaars verliehen. Kaiser Wilhelm beglückt für das italienische Herrscherpaar dieselben Gefühle treuer Freundschaft, wie sein verstorbener Vater, und weiß sich in dieser Beziehung einzig mit seinem Vorfahren, dessen Gesandte so mannigfache Analogien mit denen der italienischen Nation aufweisen.

Nachdruck verboten.

Ferdös.

Türkische Novelle von Helene Böhlan
(Frau al Raschid Bey).

Zu den Bildern von L. von Edenbrecher.

Nus dem unruhigen schwarzen Meer wälzen sich durch die Felsenpore der Symplegaden die mächtigen Gewässer des Bosporus stürmisch nach Süden und trennen auf ewig Asien von Europa. Anfänglich bde und verlassen, von dürem Gestrüpp umstanden, bedecken sich allmählig die Ufer auf beiden Seiten mit menschlichen Ansiedlungen, einsamen Fischerhütten, Thürmen, Batterien; dann folgen Dörfer, Moscheen, Ruinen und weiter, in geschlossener Reihe, Paläste, Schlösser, Kioske, mächtige Baumgruppen und weit ausgedehnte Gärten; die Häuser kriechen an den Bergabhängen empor, überdecken die Hügel, drängen sich immer dichter an einander, bis endlich unter Platanen und Cypressen das Häusermeer von Constantinopel, von tausend und abertausend Minarets überragt, unabsehbar sich vor unseren Augen ausbreitet.

Es ist sonnenerhellter Maientag.
"Wo ma tewiki illa billah, l'homme ne peut rien faire que la volonté de dieu." Der Mensch vermag nichts ohne Gott. So docirt er in ruhig würdigem Ton arabisch und französisch der alte Iskender Kabuli; Iskender heißt er nach dem Eroberer Alexander dem Großen, Iskender ben Filios al Jounani, Alexander, Sohn des Philippos des Joniers, und Kabuli nach seiner Vaterstadt Kabul im fernen Afghanistan. Er ist von vornehmerm Geschlecht, ein Verwandter des Emir von Afghanistan Scheich Ali.

Sein Schicksal hat ihn in weiten Umwegen aus seiner Heimath nach Constantinopel geführt. Erst mit einer Gesandtschaft des Emir, über Buchara und Moskau nach St. Petersburg, dann im Gefolge des sterbenden Großfürsten Nicolaus nach Nizza. Nach dessen Tod hat er sich mühsam durch die Schweiz, durch Deutschland und Oesterreich hierher an die Ufer des Bosporus durchgeschlagen; hier lebt er kümmerlich, zieht von Haus zu Haus und spricht, schreibt und unterrichtet in acht Sprachen. Aber er fühlt sich glücklich und zufrieden, und wenn er sich gerade Heren macht, so reicht er mit einem Fischkopf, den er sich Donnerstags um zwei Piaster kauft, Todt und einfüßt, die ganze Woche.

Er ist, wie gesagt, ganz glücklich und zufrieden und hat nur einen Wunsch, noch nach seiner Heimath zurückzukehren.
"Wo ma tewiki illa billah" — Mit Gottes Hilfe geht Alles, — docirt er und sitzt in einem der weitläufigen, ansteigenden Terrassen-Gärten, vor einem Landhaus, das von Rosen und blühenden Glycinien, die wie blaue Wolken an den silbergrauen Holzwänden hängen, überwachsen ist.

Ja, es ist sonnenerhellter Mai und Mai am Bosporus!
Der alte Kabuli docirt und liest, seine Schülerin sitzt vor ihm, doch durch einen Teppich, der von der Decke der Rosenlaube herabhängt und nachlässig ein wenig vorgezogen ist, von ihm getrennt.

So im Schuße des Teppichs ist sie im Harem, das heißt

im Frauengemach; ihr zu Füßen ihre Sclavin, die blonde Circassierin, die einst ihre Amme war.

Der alte Kabuli aber brummt vor sich hin: "Wo ma tewiki illa billah, l'homme ne peut rien faire que la volonté de dieu."

Seine schöne Schülerin hört es wie im Traum, wie eine ferne Musik.

Ja, was Gott will, das geschieht. — Gewiß. — Und wenn er auch will, was die kleine Schöne will, so ist Alles vortreflich und gut.

Sie ist blüthenjung. Ihr weißes Gewand, so ein dünnes naides Kitzelchen aus Mull, das von einem gelben Band zusammengehalten ist, umschließt eine liebliche Gestalt, die so biegsam und schmiegsam wie eine junge Geber erscheint; und über dem dunkelen Haar liegt ein Schleier, weiß mit goldenen Sternen eingewebt. Er liegt ganz leicht auf und beschattet das bräunliche Gesicht, die einfachen schönen Züge.

Die eine äußerste Kante hält sie mit den Zähnen fest, des Anstands wegen, denn der alte Kabuli hat es an der Gewohnheit, zwischen dem Lesen anzusehen und ein Weilsden den Bosporus hinauf- und hinabzublicken. Fällt sein Blick trotz des Teppichs auf seine Schülerin, so sollte sie verschleiert sitzen, und das ist verschleiert, wenn auch nur ein Fipfeln ihr den Mundwinkel bedeckt.

Mit dem alten Kabuli nimmt man es nicht so genau, der kennt sie von ihrer frühesten Kindheit an.

Sie blickt auch den Bosporus hinauf, immer nach einer Richtung, nicht dahin und dorthin, wie der alte Kabuli, der den Mai anschaut und an seinen Mai im fernen Afghanistan denkt.

Sie schaut nicht nach dem Mai aus. Sie sitzt mitten darin. Er streift ihr mit dicken Büscheln, mit Rosen- und Glycinium-Wolken den Schleier, die Schultern und die langen, feinen bräunlichen Hände. Das ist selbstverständlich, das hat sie oft genug erlebt. Ten blauen Bosporus mit seiner starken Strömung und seinen lustigen Delphinen und den großen russischen Schiffen, die stumm, gewaltig fuchend vorüberbrausen, dem Marmara-Meere zu, die dunkeln Cypressen und die über und über aus Stamm und Ästen blühenden Judasbäume und das Farben- und Sonnengefüsel, das kennt sie Alles, danach blickt sie nicht mehr. Die Kässe, die wie schlanke Forellen so leicht und schnell vorübergleiten, auf die schauen die mandelförmigen Augen lebhafter wie auf manches Andere.

Es ist schon eine ganze Weile, daß die Mutter und die Vaterschwester hinüber zur asiatischen Seite fahren. Sie könnten schon zurück sein. —

Ein Zeufzer kommt von den unschuldigen Lippen, ein wirklicher und wahrhaftiger Zeufzer. Die alte blonde Amme sieht bedächtig auf. Sie hält die Arme um ihre Kniee geschlungen; so kauert sie schon seit lange und hat immer etwas schläfrig vor sich hingelesen.

Iskender Kabuli brummt gar zu eintönig. Die Sonne steht hoch am Himmel. Alles ist kristallklar und durchsleuchtet. Man wird müde.

Die Kässe schießen vorüber, immer neue, immer neue — und das eine, das kommen soll, kommt nicht, und die dunkeln mandelförmigen Augen bliden immer aufmerksamer hinüber zur asiatischen Seite.

Sie sind zu Schach Saif-ed-din gefahren, die Mutter und die Vaterschwester.

Sie hat die Beiden von Welle zu Welle verfolgt, bis sie bei der großen Bindung des Bosporus verschwanden.

Sie hat sie dann nach der Landung Schritt für Schritt in Gedanken weiter verfolgt, bis sie an dem silbergrauen breiten Haus von Schach Saif standen und an die Gartenthür mit dem bronzenen Schlangentropfen klopfen. Und wie sie dann hineingeführt wurden in das Empfangszimmer von Schach Saif Frau. —

Wie kannte sie das so gut, den hohen Raum mit den vielen Fenstern, die hinaus in den Garten mit den großen Lorbeerbäumen und den Unmassen Rosen schauten, die Teppiche und Tischchen und den großen breiten Divan, der mit einem Stoff aus Goldbrocat, in den große, grüne Lorbeerzweige eingewebt sind, überdeckt war. Den Stoff hatte der Schach vom Padischah geschenkt bekommen und hat ihn seiner Frau für ihr Empfangszimmer gegeben.

Das wurde im ganzen Haus von allen wiedererzählt. Im Nebenzimmer sieht der Pariser Flügel der Frau des Schachs, auf dem hatte sie immer so schön gespielt!

Früher war sie oft dort gewesen, als Kind oft wochenlang, ehe sie verschleiert ging, — und wie wenig Jahre sind es seitdem her, — und doch wie lange kommt's ihr selbst vor, daß sie den Paichmal trägt.

Die Söhne des Schach waren damals ganz kleine Kinder gewesen, mit denen unsere Ferdös gespielt hatte. Sie dachte daran, wie die Frau immer so lustig war und immer über Alles gelacht hatte. So viel Zuder, Scherz, arabisches und fränkisches Confect gab es da, und der alte Schach brachte immer etwas mit, auch für Ferdös, das kleine Mädchen.

Die großen Söhne des Schach, von seiner ersten Frau, waren auch immer im Harem sitzend gewesen, erwachsene Männer, einige von ihnen waren schon verheirathet.

Und diese Männer hatten mit den Kindern gespielt und hatten der Frau zugehört, wenn sie am Flügel saß, und hatten mit einander gesprochen und mit der Frau gesprochen und gelächelt, wenn die Frau gelacht hatte. Wenn der alte Schach Saif-ed-din kam, waren sie alle aufgestanden und hatten ihren Salam gemacht.

Es ist immer sehr hübsch dort oben gewesen. Der Jüngste hatte mit ihr, der kleinen Ferdös, oft gespielt, sie sein kleines Weib genannt und ihr Confect und Handschuhe und Pantöffelchen mitgebracht, Alles immer in rosa Düten aus Tarlatan gewickelt. Die anderen Söhne waren alle schon damals bärtige Männer gewesen, denn die erste Frau des Schachs, die drüben in Stambul wohnt, ist schon hochbetagt, so alt wie der Schach selbst, sehr, sehr alt.

Die junge Ferdös erinnert sich noch an Alles, was ihr bei Schach Saif-ed-din begegnet, während sie jetzt auf ihre Mutter wartet — und auf Iskender Kabulis arabisch-französisches Gemurmel nicht hört.

Der Jüngste von der ersten Frau von Schach Saif-ed-din war dann hinauf nach Pera in's französische Lyceum zum Studiren gethan worden.

Seit sie verschleiert ging, hatte sie, wenn sie mit der

Mutter ihren Besuch machte, nur hören können, wie die Söhne der ersten Frau, die gemüthlich im Harem sitzend zusammengelesen, in das Nebenzimmer gingen und von da hinunter in das Selamlit zum Schach.

Obda auch der Jüngste dabei gewesen war, — sie wußte es nicht. Sie sah dann mit der Mutter und der Frau des alten Schach auf dem Divan. Eine Sclavin brachte die kleinen Kinder und zwei, drei andere machten sich mit dem Kaffee zu schaffen und servierten ihn in den kostbaren Tischchen, die zu den Goldsiligran-Kapischen gehörten. Confect gab es auch genug. Zuerst, wie immer, eine Schale voll eingemachter Rosenblätter. Es war Alles sehr gut und sehr schön. — Die Frau des Schach spielte, nachdem sie an der Thür gelauscht hatte, ob alle auch wirklich gegangen waren, drinnen auf dem Flügel wieder alles Mögliche; — aber früher, unvergleichlich, war es lustiger gewesen.

In welchem Lande der Welt, das die Wonne des Frühjahrs kennt, wäre das Leben im Mai nicht schön! Und gar am Bosporus, in den sauft aufsteigenden Terrassen-Gärten, die so voller Duft und Blüten sind, mitten unter dunkeln Cypressen, Pinien und der Rosen-Glycinien- Ueberfülle, unter den mächtigen Lorbeerbäumen und im strahlenden Sonnenlicht. Sie hatte es gut, die schöne Ferdös, in dem weißen unschuldigen Gewändchen, das den Herzschlag nicht beengt, und beschattet von dem losen Schleierchen, mit goldenen Sternen eingestickt, dem alten Kinderschleierchen, das sie jetzt freilich auf der Straße mit einem ehrbareren vertauschen mußte, mit dem Schleier aus weißem Mull, der das ganze Haupt, Stirn, Kinn und Mund und das Nasenstäbchen verhüllt und nur die schwarzen Strahlenaugen frei läßt, — und bei einem so guten Vater — bei einem so freundlichen würdigen Manne und einer Mutter, der sie gestern mit kopsendem Herzen im Arm gelegen, lachend und weinend. — Sie war so rubellos gewesen; Tag und Nacht rubellos. Sie hatte nicht Schlaf gefunden und hatte wachend geträumt, — die Augen brannten ihr. Es war ihr, als wenn ihr die ganze Seele in Feuer stände, — ihre ruhige Seele! Es war so über sie gekommen, hatte angefangen sie zu verzehren, wie die Flamme das Licht. —

Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Besuch bei Schach Saifs Frau machen wollte, und hatte sie dabei in die Arme genommen, und da war es ausgebrochen, da war die Offenbarung gekommen. Unter Lachen und Weinen hatte das junge Mädchen geflüstert: „Ja, geh — geh — wenn Du mich lieb hast — geh.“

Und die Mutter hatte sie auf die Stirn geküßt. Das Mädchen hatte leidenschaftlich Thränen vergossen und immer stürmisch wiederholt: — „Geh — ja geh, wenn Du mich liebst — und wenn ich leben soll!“ Die Mutter wußte sehr wohl, wer den letzten Freitag bei der Ausfahrt nach Ost-Sin auf dem schönen arabischen Schimmel neben der Equipage, in der sie und Ferdös gefahren, einhergeritten war.

Da hatten sich zwei dunke Augenpaare getroffen, da hatte Ferdös den jüngsten von Saif-ed-dins Söhnen erkannt, ihren alten Gefährten.

Die Augen hatten gesprochen in den wenigen Augenblicken, in denen sie sich nahe gewesen.

Kein Gruß — kein Wort, und doch hatten sie Erinnerungen ausgetauscht, die schönen Erinnerungen, in denen rosa Düten aus Tarlatan, mit Confect gefüllt, Handschuhe und Pantöffelchen eine Rolle spielten, und ernste, bärtige Brüder und eine Frau, die über Alles lachte — und der freundliche würdige Schach, und die kleinen Kinder der zweiten Frau.

Und diese dunkeln, warmen Sonnen-Augen hatten sich über weit mehr verständigt, als über Erinnerungen.

Die Jugend hält sich nicht allzulange bei Erinnerungen auf. Ein so kleines Stückchen des Lebensfeldes ist erst mit dieser Saat bejät, und sie ist noch kaum aufgegangen. Man weiß nicht, was daraus werden wird.

Aber das weite, weite noch unbefäete Feld, das giebt zu denken und zu hoffen. Was für Wunderdinge werden da einmal ausgehen!

Das wußte die Mutter sehr wohl, das mit Ost-Sin. Aber etwas Anderes wußte sie nicht, und außer ihr, der stillen, schönen Ferdös, die so träumerisch hingeseht kauerte und wie im Halbschlaf den armen Iskender Kabuli murmeln hörte, wußte es keine Seele im Hause.

Da war in der kurzen Dämmerung einer vorübergeritten — einer, den sie wohl kannte, — auf seinem schönen arabischen Schimmel und in seiner neuen Officier-Uniform.

Er war vorübergeritten und hatte sein Pferd tanzen lassen. — Wie es getanzt hatte!

Nicht satt sechen konnte man sich daran!

Und sie stand in der Rosenlaube, ganz verborgen. Kein menschliches Auge hätte sie erspähen können. „Für wen reitet er denn?“ hatte sie das erste Mal bang gedacht. „Für die Armenierin nebenan doch nicht?“ — Das war ihr wie ein Schwert durch's Herz gefahren. — Aber nein — für ein altes Weib von neunzehn Jahren!

Die war schon alt. — Nein, Ferdös' Herz sagte sich: Für die reitet er nicht.

Und weiter war da, Gottlob, Niemand!

Nur sie selbst — sie, die Ferdös, die in der dichten Rosenlaube stand und die eine hübsche Rosenflosse brach und aus ihrem Bestick heraus zitternd und bebend mit verhaltenem Athem auf die Straße fallen ließ — und für keinen Blinden.

Er sprang ab. Sie sah jetzt im Geiste Alles wieder vor sich, wieder und wieder, ohne zu ermüden, wie das verliebten Herzen eigen ist.

Wie der Blitz hatte er sich mit seinem kleinen Almosen, das er im Staube aufgelesen, wieder auf seinen Schimmel geschwungen und ließ ihn wieder tanzen, daß der silbergraue lange Schweif leichte Streifen in den feinen Staub zeichnete.

So dachte Ferdös und unendlich viel mehr, und Iskender Kabuli las eintöniger und eintöniger.

Ferdös, die auf nichts hörte, meinte doch, daß Iskender heute seine Sache langweiliger als sonst noch machte.

Er denkt an Gott weiß was. Es ist so heiß — so sonnig die Luft voller Düfte, berauschend und einschläfernd. — Und so träumt ein jedes nach seiner Weise. Iskender Kabulis Lebensfeld ist mit Erinnerung schon reich bejät, und sie ist hoch aufgegangen. Er kennt seine Saat und weiß längst, was aus den Körnern geworden ist.

Und in der heißen Stunde steht auch er vor seinem Lebensfeld und betrachtet es und murmelt dabei gedankenlos Ferdös' Lection, die ihm so gefällig ist wie das Athembolen. Er ist ruhig, ganz ruhig, ihm geht nichts Ueberraschendes mehr auf.

Aber sie, das süße schöne Geschöpf hinter dem leichten Teppich, der sie von dem Alten trennt, ihr brennen die Wangen, die Augen leuchten, unverwandt blickt sie auf den ewigen Bosphorus, der sich wie geschmolzenes Erz so schwer und mächtig vorüberwälzt, der die großen gewaltigen Schiffe trägt und die sinken läßt.

Sie kommen noch immer nicht! — Sie bleiben lange, lange. Schon ruft der Muzjin zum Mittaggebet!

Da endlich, da ist es, das wohlbekannte Kaft mit der violetten Seidenbede und die mächtigen Kästchen ihres Vaters — wie die rüdnern! Keiner in der Nachbarhaft versteht es so. Sie sieht das Wasser von den Rüdern wie Diamanten im Sonnenlicht trüfeln.

Die Mutter und des Vaters Schwester sitzen nebeneinander auf dem reichen Polster, ihre weißen Schleier leuchten in der Sonne.

Herbds erstöhet und erblüht. Da hält sie nichts mehr, sie läßt den Fächer legen und läßt den Frauen entgegen. Das Schleierchen hält sie mit den Fähen fest; aber es ist ihr arg verträcht, und das schwarze, dicke Haar drängt sich vor.

Sie ist schön wie die Schöne im hohen Lied. Und im Laufen ist sie umgankelt von den wundervollsten Bildern.

Er, der ihr die Ruhe genommen, sie ganz entlammt und entzündet hat, — ist ihr eigen geworden. Sie sieht sich mit ihm vereint. Sie hört die Stimme, die sie vor Jahren gehört hat und seitdem nicht mehr! Da nimmt des Vaters Schwester etwas vom Boden des Kaft auf und hebt es hoch in die Höhe und schwenkt damit.

Das ist ein Kleien-Rosenstrauch voll purpurother Rosen, wie sie zu Tausenden in Schach Saif-ed-dins Garten blühen.

Jetzt bricht ein Jubel im Herzen des jungen Geschöpfes aus. Jetzt ist's völlige Gewißheit!

Das hätte des Vaters Schwester nimmermehr gethan, wenn nicht Alles in schönster Ordnung wäre.

Sie haben oben bei Schach Saif-ed-din von ihr gesprochen — ernstlich gesprochen!

Was das heißt! Abdurrahman Ben! Der Jüngste von den prächtigen Söhnen, dazu Schach Saif-ed-dins Sohn!

Die junge Herbds sieht herrliche, sonnige Tage vor sich, sieht sich selbst mit dem Manne, der ihr kleines Herz so gewaltig bewegte, in einem sonnendurchleuchteten, nach Rosen umspannenen silbergrauen Holzhaus — und dann, wie sie oben bei Schach Saif-ed-din zu Besuch sind und wie Alles wieder wird wie früher, wo sie so gemüthlich bei einander im Harem waren, der alte Schach, die lachende Frau, die kleinen Kinder, die bürftigen Söhne und sie selbst und Abdurrahman Ben!

Wie ma towiki illa billah. Mit Gottes Hilfe geht Alles.

Nachdruck verboten.

Ein Erinnerungs-Blatt an Alwine Schroedter.

Von A. von Freydoxf.

Mit einem Portrait von A. von Werner.

Nun fährt es sich, da sie unter dem fallenden Schnee der Lenzesblüthen dahingegangen, die reichbegabte, hochbegnadete Frau, der eine gütige Vorsehung verliehen hatte, bis in ein hohes Alter hinein sich die Frühlingsstimmung, den idealen Lenzesstimmer ihrer Jugend zu erhalten und alle damit zu erfreuen, die in ihre Umgebung traten.

Alwine Schroedter wurde in Gomersbach in Rheingruppen am 18. Februar 1820 geboren. Ihr Vater war der Kaufmann Heinrich Daniel Heuser, ihre Mutter eine geborene Nügel aus Berlin. Mit vier Schwestern zusammen wuchs sie in dem angesehenen, gaistreichen Hause ihrer Eltern auf, bis sie zur Vollendung ihrer Erziehung zu den Herrenhüttern nach Neuwied gegeben wurde, um, wie die Mutter sich ausdrückte, „ihren Uebermuth etwas zu dämpfen“. Es sprudelte in ihr von Lebenslust und Schaffensfreudigkeit. — Als sie dann fünfzehn Jahre zählte, ward sie von ihrem Onkel Nügel nach Frankfurt a. M. abgeholt, wo dieser eine Verlags-Buchhandlung betrieb, welche damals gerade die Rheinlagen herausgab. Alwine interessirte sich so lebhaft dafür, daß sie viele Zeichnungen copirte. Eines Tages brachte ihr der Onkel das Titelblatt; „das sei entschieden das schönste, von einem jungen Maler, Adolph Schroedter, entworfen.“

Ueber zwei Jahre blieb sie in Frankfurt, gerade in der Zeit, wo ihr jungfräulicher Geist sich dem Schönen mehr und mehr erschloß. Hier hörte sie im Kreise bedeutender Männer, die im Nügel'schen Hause verkehrten, alle Geistesgrößen der Zeit besprechen. Hier tauchte vor ihren Augen das strahlende Gestirn auf, dessen Glanz ihr von da an Licht und Leistern wurde für's ganze Leben; hier lernte sie Goethe kennen in seinen Berken und von nun an verlor sie keine Spur nie wieder. In ihrem Goethe-Buch waren hunderte von Versen angestrichen, es war verzerrt und verbraucht, wie ein Gebetbuch, das man täglich zur Hand nimmt, und wie oft, wenn man zu ihr kam, hatte sie eine neue Stelle gefunden, deren Sinn sich ihr erst jetzt erschloß: „Man versteht Goethe wohl immer, doch in jedem Lebensalter anders, und stets ist er neu und anziehend!“

Alwine Heuser war ein amüthiges Mädchen mit seelenvollen Augen und einem sinnigen Zug um den Mund. Als sich das junge Mädchen einst bei einem Besuch in Düsseldorf zwischen Blumenböden und Fensterrahmen zeigte, ging unten ein Maler-Jüngling vorüber. Der blieb verwundert stehen und flüsterte seinem Begleiter zu: „Dies Haar möchte ich malen!“ Er hat dann später nicht nur das Haar, sondern das ganze Jungfräulein gemalt, das er sich für's Leben zu sichern wußte. Es war der Maler Adolph Schroedter, der unter dem Fenster vorübergegangen.

Nun kamen herrliche Jahre für Alwine. Damals war die Blüthezeit der Düsseldorf'schen Schule, und ihr Gatte, der geniale „Meister vom Proppenzieher“, stand mit seinen humorvollen Schöpfungen auf der Höhe seines Ruhmes.

Mit dem vornehmen Künstlerkreise war das junge Paar eng verbunden. Die Maler John, Jordan, Camphausen, Leising gehörten dazu, und Männer wie Uechtrig, Zimmermann, Schnaase besuchten ihre Lesabende.

Das Jahr 1848 trieb das junge Paar nach Frankfurt, wo sich sofort wieder ein reger Verkehr bildete, hauptsächlich mit

der Familie des Dr. Hoffmann, des Verfassers des Struwpeter. — Hier fand die junge Frau Zeit, sich selbst zur Künstlerin auszubilden. Ihr Gatte wurde ihr Lehrer und Leiter bei den ersten Versuchen zu selbständiger Composition.

Morgens, noch ehe die Kinder erwachten, saß sie schon an ihrem Pult, und indem sie sich übte, aus alten Chroniken verschönernte Buchstaben stillgerecht nachzubilden, oder des Nützenzweiges, der vor ihr stand, zarteste Farben in Aquarell wiederzugeben, zogen die rhytmischen Klänge der Berse an ihr vorüber, die sie an vergangenen Abenden mit den Freunden zusammen geleien. So ganz aus ihrem innersten Fühlen entstanden die Album-Blätter, die in sinnigster Weise Dichtung und Malerei vereinen. Das erste Werk, das sie in die Welt schickte, entsprach dem Verständnis der kleinen sie umringenden Schaar: es waren „Kindergebete.“ Dann kam „Ernuthigung“ und „In Freud und Leid.“

Andere Arbeiten folgten, in größerem Maßstabe angelegt, alle gleich sinnig und sorgfältig durchgeführt: „Um Liebe und Kunst.“ — „Jahresblüthen.“ — „Benaten.“ — „Aus Fremde und Heimath.“ — „Friede und Frühling.“ — „Mumensprache.“ — In der meisterhaften Beherrschung des Ornaments, in der sinnigen Verwendung der Blütenranken als Umrahmung der zu illustrirenden Sprüche, hat niemand Alwine Schroedter erreicht.

Im Jahre 1859 war Schroedter einem Rufe an das Karlsruhe' Polntechnikum als Professor und Lehrer der Ornamentik gefolgt. Neben tüchtigem Schaffen trat hier auch wieder das rege gesellige Leben in seine Rechte. Verschiedene der früheren Düsseldorf'schen Freunde waren schon vorher an die Karlsruhe' Maler-Akademie berufen; Descoueres, Schirmer, Gude. Vor Allem war das Haus des damaligen Galerie-Directors Leising, Schroedters Schwager, der Alwinens ältere Schwester Ida zur Frau hatte, der Mittelpunkt dieser Geselligkeit. Von den vielen hervorragenden Künstlern, die hier und bei Schroedters verkehrten, nennen wir nur Scheffel, Devrient, Capellmeister Levy, Brahms, Frau Schumann. Da unterhielt man sich über Theater und Ausstellungen, plauderte ungezwungen, musieirte, stellte lebende Bilder. Immer gab es etwas Neues, Anregendes. Die später sich bildende Samstag-Gesellschaft, von der Anton von Werner in seinen Scheffel-Erinnerungen berichtet, ist aus dieser Geselligkeit hervorgegangen, und auch die Anfänge des jetzt so bedeutenden, die großartigsten Chorwerke, wie die Händel- und Beethoven'schen Oratorien, auführenden Philharmonischen Vereins weisen auf das Leising'sche Haus zurück.

Aber nicht nur in den Künstler-Kreisen war Frau Schroedter bekannt und geliebt: seit dem ersten Jahre ihrer Ueberjiedelung nach Karlsruhe war sie die Lehrerin der Großherzogin Luise. Dazu kamen später noch Prinzessinnen und Damen des Hofes, auch die Kaiserin Auguste nahm ab und zu einmal Theil an diesen Stunden, bei denen außer anregenden Gesprächen auch belehrende Lectüre getrieben wurde. Vom ersten Tage ab gestaltete sich das Verhältnis der Fürstin zu ihrer stets so bescheidenen Lehrerin, in gegenseitiger Anerkennung der persönlichen Vorzüge, zu einer Verehrung, die sich mit den Jahren zu wahrer Freundschaft ausbildete. Das Werk, das die hohe Schülerin unter Frau Schroedters Anweisung unternahm, war eine Haus- und Familien-Chronik für das großherzogliche Haus. Jedes Jahr, seit dem Tage der grünen Myrte, ist durch ein allegorisches Blatt geschmückt, dazwischen sind Schriftblätter eingestreut, deren Inhalt von den höchsten Herrschaften gemeinsam verfaßt wurde. So mag die Chronik wohl an 150 Blätter, geschrieben und gemalt, enthalten, sicher ein werthvolles Andenken für die fürstlichen Kinder und Enkel.

Nach dem schmerzbeugten Jahre 1888 konnte die tiefgebeugte Fürstin die Blätter selbst nicht mehr ausführen. An Freud' und Leid des großherzoglichen Hauses hatte die warmherzige Künstlerin stets den innigsten Antheil genommen; nun wurden ihr die Chronikblätter anvertraut, die all die schweren Verluste in gottesgebenem Sinn zu verzeichnen hatten.

Nachdem schon im Jahre 1875 das schöne Band, welches das Künstlerpaar in Liebe und Glüd vereint, durch den Tod des Gatten gelöst worden war und die Töchter, ihren Gatten folgend, das Haus verlassen hatten, zogen in die leeren Zimmer andere junge Mädchen unter die mütterliche Obhut der allverehrten Frau Professor.

Ja, wer bei Frau Professor im Waldhause sein durfte! Allen war sie Freundin, Beraterin, Lehrerin, nicht allein in ihrer Kunst, — denn viele besuchten nun die Malerinnen-Schule, — Lehrerin auch in höherem Sinn. Sie hielt nicht zurück mit ihrer Meinung, sie riigte und lobte, sie gab aus dem reichen Schatz ihres Wissens, sie sorgte, daß die Unterhaltung bei Tisch und des Abends eine anregende blieb, sie selbst besuchte regelmäßig das Theater, war vertraut mit jeder bedeutenden Erscheinung der Literatur, und jedes Gespräch mit ihr hinterließ einen neuen herzerquickenden Eindruck.

Wer das Waldhaus nur betrat, war in gehobener Stimmung. Aus dem Trübel der Stadt, aus den heißen Strahlen kommend, sah man es vor sich liegen, von den hohen Waldbäumen beschattet, von Schlingrosen und wildem Wein umspannen. Oben in den Wohnräumen, da hatte eine Künstlerhand gar traumatische Plätze hergerichtet. Der Maltisch stand am Fenster, wo die Sonne den Abendhimmel prächtig malte, daß oft das ganze Zimmer von einem Goldstrom überflutet war. Und da saß sie, wenn man außer der Besuchszeit kam, meist über ihren Maltisch gebeugt, mit Farben und Palette an der Arbeit. Immer lebenswürdig beim Empfang, denn sie hatte Zeit für jedermann.

Im Sommer um vier Uhr, wenn noch Alles schlief, pflegte sie schon ihre Briefe zu schreiben: eine reiche Correspondenz mit alten Freunden, bedeutenden Männern und Frauen. Es sollen Schätze sein, diese Briefe: wie sie die Menschen und Dinge stets richtig beurtheilte, den besten Rath zu geben wußte und immer wieder ermahnte, die Ideale des Lebens hoch zu halten.

Ihre große Liebe und Sorge aber breitete sich auch über alle aus, denen sie Pflegerin und Lehrerin gewesen. Immer erhielt sie wieder Kunde von der und jener, immer kamen wieder welche zurück geflogen in das trauliche Nest, wo sie stets jubelnd aufgenommen wurden. Und hatte eine Schwere erfahren draußen im rauhen Leben, hier wurde ihr die beste Theilnahme in ruhiger Besprechung, in vernünftigen, zur Schaffens- und Lebensfreudigkeit wieder aufmunternden Trostesgründen: „Sie haben ja Ihre Kunst, die müssen Sie immer höher schätzen lernen! Wer die Kunst hat, kann nie ganz unglücklich sein,“ pflegte sie zu sagen.

Wir wollten alle nicht glauben, daß das je ein Ende

nehmen könnte, obgleich Frau Schroedter seit Jahren an einer Herzkrankheit litt, der sie sich mit seltener Energie immer wieder entrafft hatte, um weiter zu wirken und weiter zu arbeiten: „denn lieber nicht leben, wenn man nichts mehr werth ist“ — meinte sie. Der Himmel erwieh ihr die Gnade, sie vor langem Siechtum zu bewahren. Sie starb, wie sie gelebt: trotz der Schmerzen war ihr Geist klar bis zum letzten Augenblick.

Als sie dahingefahren war, fand man ihr Goethe-Buch aufgeschlagen neben ihrem Lager:

Edel sei der Mensch,
Hälfreich und gut,
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

So ist ihre Seele hinübergegangen, emporgetragen von Allem, was sie auch im Leben gehoben und geläutert hatte.

Nachdruck verboten.

Chocolade.

Von Hanns von Spielberg.

Cacao-Pulver ist heute in ganz Deutschland der allbeliebte Grundstoff eines Getränks, das mit Thee und Café in den erfolgreichsten Wettstreit eingetreten ist. Ich habe durchaus nichts gegen das biedere Cacao-Pulver, vorausgesetzt, daß es hält, was es verspricht — daß es nämlich reiner Cacao ist. Befömmlich, ausgiebig, billig und, dank seiner Löslichkeit, leicht zubereiten, ist es die Freude der Hausfrauen und der Kinder, und auch ich würde ihm gern einen Platz in meinem Herzen gönnen, wenn es nicht der guten Chocolade eine erdrückende Concurrenz bereite. Daß die Herren Chocolade-Fabrikanten selbst diese Concurrenz bitter empfinden, glaube ich freilich nicht, inwiefern sie sich um die Wette auch der Erzeugung des Cacao-Pulvers widmen; aber ich, und mit mir gewiß viele, viele aufrichtige Verehrer einer wirklich tadellosen Tasse Chocolade: wir empfinden sie, denn wir bekommen heute, außer in unserem eigenen Hause, nur selten noch — solch eine wirklich tadellose Tasse Chocolade!

Aber Cacao und Chocolade ist doch im Grunde genommen dasselbe, werde ich hören müssen! Gewiß: beide werden aus Cacao-Bohnen hergestellt, aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen: ein Unterschied, der ebenso in der Fabrication, wie in der Zubereitung des Getränks selbst beruht. Cacao ist — ich bitte alle Freundinnen desselben um Verzeihung — ein verhältnismäßig rohes Genußmittel, Chocolade aber ein solches in der höchsten Verfeinerung.

Vielleicht darf ich meine Leserinnen ein wenig in die profunden Geheimnisse der Chocoladen- und Cacao-Fabrication einweihen, um zunächst einen unverkennbaren Unterschied zwischen beiden festzustellen. Anfangs läßt sich die Sache ganz gleichförmig an: die Cacao-Bohnen werden schwach geröstet, zerstückelt und von den Schalen, welche ihrerseits den nicht gerade übermäßig wohlgeschmeckenden Cacao-Thee liefern, getrennt, um dann unter mäßiger Erwärmung zwischen Granitwalzen völlig zerquetscht und zu einer dickbreiigen, völlig homogenen Cacao-Masse umgewandelt zu werden. Auf diesem Punkt angelangt, trennen sich aber beide Fabrications-Arten. Bei der Fabrication des Cacao-Pulvers nämlich beraubt man jetzt die Masse ihres Fettgehaltes, der ungefähr die Hälfte des Ganzen ausmacht, indem man sie zwischen gewärmten Eisenblechen unter kräftig wirkende hydraulische Pressen bringt. Nach dem Pressen wird die Masse zu Pulver gemahlen, wobei demselben etwas, übrigens gesundheitsunschädliches, kohlensaures Kali zugesetzt wird; — da das fettarme Pulver sich bei dem Uebergießen mit heißem Wasser nicht vollständig löst, so muß es die unentbehrliche Eigenschaft erst durch jene Beimischung zurück behalten. Soll dagegen die Cacao-Masse zu Chocolade verarbeitet werden, so wandert sie sofort in die Nischmaschine, wird hier mit etwa dem gleichen Gewicht Zucker und den nöthigen Gewürzen, — auf welche ich noch besonders zurückkomme, — innig gemengt und dann noch einmal auf das Gründlichste zwischen Granitwalzen geschliffen. Nachdem so aus der rohen Cacao-Masse Chocoladen-Masse geworden, kommt auch diese unter eine Presse, aber nur um etwa in ihr vorhandene Luftblasen zu entfernen, und wird schließlich gefornt und schnell abgekühlt, um zu bewirken, daß der Zucker krystallisirt, vielmehr im feinvertheilten Zustande mit dem Cacao eng vermischt bleibt.

Die Chocoladen-Fabrication erscheint also als ein ziemlich einfacher Vorgang und ist es eigentlich auch: ihre ganze Kunst besteht in der sorgfältigen Mischung der Roh-Materialien — vor Allem aber in deren sorgfältigster Auswahl. Zwischen Cacao-Bohne und Cacao-Bohne ist nämlich ein oft ganz gewaltiger Abstand; es giebt unzählige, auch im Preise stets abweichende Sorten, die nach dem Ursprungslande und nach der Behandlung der Frucht bei oder kurz nach der Ernte unterschieden werden müssen. Am edelsten sind im Allgemeinen die Cacaos aus den venezuelanischen Provinzen Caracas und Cumana, ferner der Pedraza-Cacao aus Neu-Granada, der Maracaibo-Cacao aus Venezuela und der Guayaquil-Cacao aus Ecuador — ihnen zunächst stehen die Früchte von Martinique und Trinidad, sowie der brasilianische Para- und Maratam-Cacao, während die übrigen brasilianischen Sorten von geringem Werthe sind. Neuerdings liefern auch unsere afrikanischen Colonien bereits einen leidlich brauchbaren Cacao. Wie verschieden bewirthet die Bohnen sind, geht schon aus der Art des Transports während der Oceansahrt hervor: die gewöhnlicheren Sorten schüttet man einfach im Schiffsraum auf, die besten werden in Lebersäcken versendet.

Zu einer guten Chocolade gehört weiterhin bester Raffinade-Zucker und ein genaues, nur durch jahrelange Erfahrung zu erlernendes Dosiren der Gewürze. Die feineren Chocoladen sollen lediglich einen Zusatz von Vanille oder — als vollwertigen Ersatz derselben — von deren chemischem Surrogat Vanillin erhalten. Aber es bleibt nicht immer dabei: Mandeln und Nüsse, Drangenblüthen und Anis werden beigeimischt; um die geduldige Masse zu vermehren, muß geröstetes Mehl herhalten; um einem zu geringen Gehalt an Cacao-Fett anzuhelfen, wird Talg verwendet, und man sagt, daß hier und dort Oder die Färbung der Masse verbessern soll! Sehe jeder, wo er

bleibe — ich kann gerade bei dem Kauf von Chocolate nur empfehlen, sich lediglich an das Erzeugniß der besten und bewährtesten Firmen zu halten, an denen wir in Deutschland ja keinen Mangel haben.

Cacao ist ungemein leicht zu bereiten und verdankt diesem Umstand sicher nicht zum kleinsten Theil seine Beliebtheit. — Jeder der bekannten Blechbüchsen ist das einfache Rezept ja aufgedruckt. Eine wirklich gute Tasse Chocolate herzustellen, ist indes keine Kleinigkeit. Brillat-Savarin erzählt uns von einer ehrwürdigen Keblissin, daß sie ihm gesagt habe: „Wenn Sie gute Chocolate trinkten wollen, so lassen Sie dieselbe Tags vorher in einer Kaffee-Maschine von Porzellan bereiten und bis zum anderen Morgen stehen. Die Nachtruhe concentrirt das Getränk und giebt ihm einen vortrefflichen, sammetweichen Geschmack. Der liebe Gott kann uns wohl diese Verbesserung nicht übel nehmen, ist er ja doch die Güte selbst!“ — Allen Respekt vor der frommen Dame, ich kann ihrem Rezept indessen meine Zustimmung nicht geben, denn nach meinen Forschungen verliert die Chocolate durch zu langes Stehen entschieden an Aroma; sie muß frisch zubereitet genossen werden.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, Chocolate mit Milch zu kochen. Für Kinder und sonstige sehr kindliche Zungen mag diese Zubereitungs-Art genügen und vielleicht sogar ihre Vortheile haben, der eigentliche Reiz des Getränkes aber geht dabei völlig verloren, und wenn man mir in einer Conditorei eine Tasse Milch-Chocolate vorsetzt, so weiß ich genau, daß der verehrte Herr Zuckerbäcker entweder sein Metier nicht versteht, oder daß er die Quantität auf Kosten der Qualität in ungehöriger Weise vermehren wollte. Der Spanier, der sich anerkannter Mäher am besten auf die Zubereitung der Chocolate, seines Lieblingsgetränkes, versteht, wie denn auch einzelne spanische Fabriken heute noch eine unübertreffliche Chocolate liefern, löst dieselbe lediglich in Wasser.

Die Chocolate darf ferner weder im Mörser zerstoßen, noch mit dem Messer geschabt, noch etwa gar auf dem Reibeisen zerrieben werden. Ich habe mir sagen lassen, daß durch alle diese üblichen Zerkleinerungs-Methoden kleine und kleinste Zuckerkörnchen in Stärke überführt werden, und daß dadurch der edle Trank mehr oder minder schaal wird. Die einzig wahre Zubereitungs-Art besteht darin, daß man die mit der Hand in kleine Stücke zerbrochene Chocolate allmählich in Wasser löst, das man zugleich langsam zum Kochen bringt, während man das Gemenge mit einem hölzernen Quirl in Bewegung erhält. Die Chocolate kann reichlich eine Viertelstunde kochen, bis der duftende Trank den richtigen Verdickungsgrad, der übrigens zum guten Theil Geschmackssache ist, erhalten hat, und wird dann heiß in kleinen Tassen servirt.

Der Vorwurf, daß eine Tasse Chocolate schwer verdaulich sei, ist mir stets wunderbar erschienen. Ich will durchaus nicht einem Uebermaß das Wort reden und etwa das Beispiel der mexikanischen Creolinnen für nachahmungswürdig erklären, die täglich viermal ihre Chocolate trinken, aber ich habe gefunden, daß selbst Personen mit schwachem Magen eine gut zubereitete Tasse wirklich guter Chocolate stets ohne jede Beschwerden vertrugen. Ja, wenn ich noch einmal von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen darf, ohne unbescheiden zu erscheinen, so muß ich nach diesen dem berühmten französischen Gourmand unbedingt Recht geben, der behauptete, daß man nichts Besseres thun könne, um sich für das Diner vortrefflichen Appetit zu bewahren, als nach einem guten Frühstück eine Tasse Chocolate zu nehmen — wohlverstanden, ohne Milch zubereitet.

Unsere Herren vom Militär wissen die Vorzüge der Chocolate heute noch am meisten zu schätzen, während sie sonst leider mehr und mehr zu einem Getränk für Kinder herabgedrückt worden ist und etwa für in gleicher Höhe mit dem Flamme gehalten wird. Eine Tasse Chocolate zum Frühstück in einem heißen, kalten Bidouat ist ein Hochgenuss ohne Gleichen, und ein Stückchen feiner Speise-Chocolate auf dem Marsch ein vortreffliches Erquickungsmittel. Wenn die aufmerksame Gattin dem gestrengen Gatten und Capitän die Wanders-Kiste packt, sollte sie niemals vergessen, ihm ein Blechbüchsen mit guter Chocolate beizulegen — aber auch wenn beide vereint nach den Herbststübungen „auf Urlaub“ gehen, ist eine derartige Gepäck-Vermehrung sehr zu empfehlen und bringt sowohl im Bahnwagen, wie auf jeder Fußwanderung Freude und Dank. Nur muß man dazu nicht etwa Pralines oder ähnliche Scherze für gewisse Ledermäulchen, sondern eine wirkliche, gute, gehaltvolle Speise-Chocolate wählen.

Einem militärischen Freund verdanke ich auch ein köstliches und zugleich einfaches Rezept zu einer Tasse Chocolate, bestimmt, wie er meinte, matte Seelen zu beflügeln und matten Körpern neue Spannkraft zu verleihen. Er löste diese Chocolate halb in Wasser und halb in ganz altem weißen Portwein, und ich kann versichern, daß sich selbiges Getränk der berühmten Ambra-Chocolate Brillat-Savarins zur Seite stellen läßt, von der dieser rühmte: „Jeder Mann, der einen Theil der Zeit, wo er hätte schlafen sollen, über der Arbeit zugebracht

hat; jeder Mann, der fühlt, daß er für einige Augenblicke dumm wird; jeder, der die Lust sucht, die Zeit lang und den Druck des Daseins allzu beschwerlich findet, jeder, den eine fixe Idee quält, und die Freiheit des Denkens raubt — jeder, sage ich, dieser trübe Gestirne nehme einen Schoppen Chocolate, mit sechzig bis siebzig Gran Ambra versetzt, und er wird Wunderdinge erleben. Es ist die ‚Chocolate der Betrübten‘, die er trinkt!“

Nicht interessante Ergebnisse gewährt ein Einblick in die statistischen Nachweisungen über den Chocolate- und Cacao-Verbrauch zusammengekommen in den verschiedenen Ländern Europas; in Spanien ist die Chocolate kaum noch ein Luxusgetränk, man hat berechnet, daß im Lande der Kastanien auf den Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Verbrauch von 1 Kilo-



V. von V. in Stettin. — Wenn Sie bezweifeln, daß die amerikanische Concurrerenz um das kleinste weibliche Fußmaß, von dem wir in der Frauenwelt erzählen, zu einem Resultate führen werde, so können wir Ihnen nicht Unrecht geben. Ein Schuh von 19 $\frac{1}{2}$ Centimeter Länge (Stichmaß 29), wie er in der Redaction des New-Yorker Blattes ausgeheftet ist, entspricht einer wirklichen Fußlänge von 17 Centimeter, und eine solche kommt wohl nur bei sieben- bis achtjährigen Mädchen vor.

Zwischen Stichmaß 29 und 32 (4 Stich = 1 Zoll) liegt die Kunst des Backschalters, der „Mädchenfuß“; für Vertreterinnen der hohen Weiblichkeit beginnt die Berechtigung, den Titel „Dame“ beanspruchen zu können, mit einer Schuhlänge von 21 $\frac{1}{2}$ Centimetern = Stichmaß 32. Das ist noch immer ein winziges Füßchen. Häufiger wird schon Stichmaß 33 verlangt, aber auch 34 gilt noch für „klein“. Unter den Damen in Berlin, welche diese „Größen“, oder richtiger gesagt „Kleinigkeiten“ tragen können, befinden sich viele Amerikanerinnen und — auch viele Töchter Albiens. Der Fuß der Berlinerinnen verlangt durchschnittlich das Stichmaß 37 und 38, also eine Schuhlänge von 25 bis 25 $\frac{1}{2}$ Centimeter. Die Berlinerinnen können sich dabei getrost mit den auf die Kleinheit ihres Fußes besonders stolzen Pariserinnen messen, denn nach der Befragung einer „Autorität allerersten Ranges“ sind auch in Paris Schuhe vom Stichmaß 37 und 38 die gefuchtesten.

N. J. in Budapest. — Das Wort Quasch ist englisch, und das Getränk scheint es auch zu sein. Aber in Wirklichkeit sind beide von den Engländern gegen Ende des XVII. Jahrhunderts den Hindus entlehnt worden. Diese nahmen zur Bereitung des Quasches Kaf, Thee, Zucker, Wasser und Citronen, also fünf Ingredienzien. Das indische Wort „panchoh“ bedeutet fünf. Die Engländer machten daraus „panch“, indem sie mehrere Buchstaben im Worte und einige Ingredienzien beim Getränke wegließen.

V. D. in München. — Der größte Diamant der Welt ist noch immer der im Besitz des Schah von Persien befindliche Großmogul. Dagegen nimmt ein soeben in Antwerpen im Schiff befindlicher Stein den zweiten Rang ein. Sein Rohgewicht betrug 474 Karat, das Karat gleich 20,000 Centigramm. Durch das Schleifen verlor er 274 Karat, aber trotzdem behauptet er seinen Rang als zweitgrößter Diamant.

N. S. in Stuttgart. — Auf Grund einer soeben im Verlage von J. J. Heine, Berlin, erschienenen Broschüre von Julius Meyer sind wir in der Lage, Ihnen über Ausbildung und Thätigkeit der Handlungs-Gehilfen in Berlin die genaueste Auskunft zu geben. In Berlin giebt es 10000 Handlungs-Gehilfen, welche in 3000 Geschäften thätig sind. 56% sind Verkäuferinnen, 23% Buchhalterinnen, Contoiristinnen u. s. w., 9% Directricen und Zuschneiderinnen. Nur 16% aller Gehilfen sind über 30 Jahre alt, die Uebrigen verheiratheten sich also wohl vor Erreichung dieses Alters. Die Gehilfen entstammen meist den Mittelklassen, 89% der Angestellten wohnen in Familien, davon 21% bei Eltern oder Geschwistern. Aus der Gemeindschule hervorgegangen sind 38%, aus höheren Mädchenschulen oder Privatschulen 62%. Von den Buchhalterinnen erhielten 73% vor dem Eintritt in das Geschäft eine theoretische Ausbildung, von den Uebigen nur 16–20%. Die Lehrzeit dauerte bei 40% 3–6 Monate, bei 20% $\frac{1}{2}$ –1 Jahr, 30% machten überhaupt keine Lehrzeit durch. Letztere waren meist Buchhalterinnen mit theoretischer Ausbildung. Das Anfangsgehalt der von Privatlehrern und Privat-Instituten ausgebildeten Gehilfen betrug durchschnittlich 37 Mk. monatlich, die Schülerinnen der städtischen Fortbildungsschulen erhielten 41 Mk., diejenigen der Handels- und kaufmännischen Vorbereitungsschulen, in denen eine umfassende Ausbildung in allen notwendigen Fächern erteilt wird, durchschnittlich 49 Mk. Die niedrigsten Durchschnitts-Gehälter finden sich in der Tapisserei-Branche, die höchsten in der Mäntel-Konfektion und Kinder-Confection, wo die Buchhalterinnen überwiegen. Das Durchschnittsgehalt beträgt insgesammt 73 Mk. monatlich, für Buchhalterinnen 78 Mk., Directricen und Zuschneiderinnen 77 Mk., Verkäuferinnen 70 Mk. und 61 Mk. für Expedientinnen. Die Ausgaben von 235 Gehilfen, welche nicht bei ihren nächsten Angehörigen wohnen, für Wohnung, Essen und Trinken, stellen sich auf 30–100 Mk., durchschnittlich 51 Mk. monatlich.

N. J. in Ungarn. — Die Töchter-Pensionate Dresdens erfreuen sich allerdings eines vortrefflichen Rufes. Ihre Anzahl ist so erheblich, daß es uns schwer fällt, Ihnen ein solches besonders zu empfehlen, zumal die Ansprüche, die Sie stellen, nicht genau definiert sind. Jedenfalls dürften Sie durch Fräulein Thieme, Dresden, Reichsgräfin oder Pensionat Kobler, Villa Angelica, die gewünschte Auskunft erhalten.

Frau Staatsrath v. R., Kugland-Kaufhaus. — Es ist ein Conflict der Höflichkeitspflichten, den Sie uns zur Entscheidung vorlegen. Sie fragen, ob Sie von zwei gleichgestellten Damen, die bei Ihnen zu Gast sind, die eine beim Fortgehen bis zur Thür des Vorzimmers begleiten und die andere indessen allein lassen dürfen? Der Conflict entscheidet sich nach unserer Meinung sofort, wenn Sie die Frage stellen, wie Sie es anders machen sollen. Das Richtige ist, daß die begleitende Dame wäre ungewisselhaft die größere Bekleidung der Anstaltsregeln, und dem bleibenden Gaste gegenüber dürften ein paar entschuldigende Worte genügen.



Milwine Schroedter. Nach einer Bleistift-Zeichnung von A. von Werner. — Siehe Seite 63.

gramm Cacao entfällt. Spanien zunächst steht Frankreich mit 0,25 bis 0,30 Kilogramm, England begnügt sich bereits mit 0,15 Kilogramm, und in Deutschland beträgt der Bedarf im Jahr pro Kopf jetzt etwa 0,05 Kilogramm, nachdem er bis vor zwanzig Jahren auf nur 0,03 Kilogramm berechnet wurde; mit letzterem Verbrauch giebt sich heute noch Oesterreich-Ungarn zufrieden. Die bedeutende Steigerung des deutschen Consums entfällt aber gewiß zum größten Theil auf das Cacao-Pulver, — und nicht auf die Chocolate. Da ich einmal bei dem bösen Kapitel von den Zahlen bin, darf ich vielleicht noch hinzufügen, daß die jährliche Production von Cacao-Bohnen auf der ganzen Erde auf etwa 425,000 Doppelcentner in einem Marktwert von rund 60 Millionen Mark geschätzt wird. — Deutschland allein importirt im Durchschnitt jährlich etwa für 4 Millionen Mark! Wenn es sich bestätigen sollte, was jüngst von der Kölner Handelskammer berichtet wurde, daß der Cacao aus unseren afrikanischen Colonien von Jahr zu Jahr marktfähiger geworden sei, würde mit dem Bezug aus diesen dem deutschen Unternehmungsgeist ein lohnender Erfolg erwachsen. Vorläufig freilich sind wir in erster Linie noch auf Amerika angewiesen.

Das liebe Amerika! Ein Spottvogel hat einmal gesagt, die einzigen Dinge, für welche wir dem Entdecker Americas wirklich dankbar sein müßten, seien, daß die neue Welt uns mit der Ananas und dem Truthahn beschenkt habe. In der That nicht übel! Der gute Mann hat aber mindestens noch ein gutes Ding vergessen: die Chocolate! Denn aus Amerika brachten die Spanier als eine äußerst geheimnißvolle Sache sie um das Jahr 1520 nach ihrem Vaterlande, von wo aus sie erst ein Jahrhundert später, wie man sagt, durch Anna von Oesterreich, die Tochter Philipps II. und Gattin Ludwigs XIII., in Frankreich eingebürgert wurde, um bald ihren Siegeslauf durch Europa zu beginnen.